

Neue Deutsche Hefte

Beiträge zur europäischen Gegenwart
mit den »Kritischen Blättern«

I N H A L T

Hannelore Valencak Nur Menschen können weinen • **Pierre Jean Jouve** Gedichte • **Max Rychner** Gottfried Benn in seinen Briefen • **Alexander Mitscherlich** Pubertät und Tradition heute • **Hans Dieter Goppelt** Kleine Einfälle • **Gerhard Nebel** Marrakesch März 1957 • **Eric Singer** Klages und die Folgen - Deutsche und Weltgraphologie • **Hans Paeschke** Zeitgeist und Zeitschriften des Westens (II) • **Georg Müller** Das neue Sprachdenken • **R. H.** Der Mensch als Argument gegen sein Werk • **Besprechungen**

Heft **38**

SEPT. 1957

VERLAGSORT GÜTERSLOH

C. B E R T E L S M A N N

NEUE DEUTSCHE HEFTE

Herausgegeben von Joachim Günther und Rudolf Hartung

HEFT 38 — SEPTEMBER 1957

Hannelore Valencak: Nur Menschen können weinen	481
Pierre Jean Jouve: Gedichte	485/497
Max Rychner: Gottfried Benn in seinen Briefen	487
Alexander Mitscherlich: Pubertät und Tradition heute	498
Hans Dieter Goppelt: Kleine Einfälle	508
Gerhard Nebel: Marrakesch März 1957	510

BLICK IN DIE ZEIT

Eric Singer: Klages und die Folgen – Deutsche und Weltgraphologie . .	520
Hans Paeschke: Zeitgeist und Zeitschriften des Westens (II)	530
Georg Müller: Das neue Sprachdenken	538

KRITISCHE BLÄTTER

R. H.: Der Mensch als Argument gegen sein Werk	549
--	-----

Besprechungen

Rudolf Hartung: Margot Scharpenberg / Gefährliche Übung. Gedichte . .	551
Astrid Claes: August Stramm / Dein Lächeln weint. Gesammelte Gedichte .	552
Gert Kalow: Heinrich Böll / Irisches Tagebuch. Im Tal der donnernden Hufe	553
Karl Markus Michel: Wladimir Dudinzew / Der Mensch lebt nicht vom Brot allein. Roman	555
Werner Wilk: Sergiusz Piasecki / Der Geliebte der großen Bärlin. Roman .	556
Günter Blöcker: Jean Schlumberger / Madeleine und André Gide . . .	558
Joachim Günther: Gerhard Nebel / Die Not der Götter	559
Otto von Taube: Testimonianza a Carossa, ein italienisches Bekenntnis. Hg. vom italienischen Kulturinstitut München	561

FORUM

Der Rundfunk und seine Hörer. Diskussionsbeiträge (Max von Brück, Walter Schürenberg, Fred Silbermann, Karl Schwedhelm, Günter Giefer)	562
Notizen	568

Die „Neuen Deutschen Hefte“ erscheinen monatlich. Preis je Heft im Abonnement 3,- DM; einzeln 3,50 DM. Redaktion: Joachim Günther, Berlin-Lankwitz, Kindelbergweg 7, und Dr. Rudolf Hartung, Berlin-Lichterfelde-West, Potsdamer Straße 60. Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Haftung übernommen. Rückporto ist beizufügen. Unverlangt eingehende Bücher können nicht zurückgesandt werden. Umschlag S. Kortemeier. Verlag C. Bertelsmann, Gütersloh. Gesamtherstellung Mohn & Co GmbH, Gütersloh. Alle Rechte vorbehalten. Die „Neuen Deutschen Hefte“ können durch jede Buchhandlung oder direkt vom Verlag bezogen werden. Printed in Germany

Ich habe oft darüber nachgedacht, von welcher Art die Liebe sein mag, die einen häßlichen Mann und eine häßliche Frau zueinander treibt. Es erschien mir unmöglich, daß sie so tief und anbetend, so trunken und jauchzend sein könnte wie zwischen Menschen, die schön und jung waren, und es gelang mir nicht, sie anders als niedrig und sinnlich zu sehen.

So ging es mir vor allem dann, wenn ich Anja und Jakob sah, ein Liebespaar in unserer Stadt, das man gar nicht so nennen mochte, weil einen dabei stets höchst peinliche Vorstellungen überkamen. Sie war eine Bauernmagd aus dem Osten, die von der großen Flüchtlingswoge nach dem Kriege bei uns angeschwemmt und vergessen worden war, daher auch der Name, der mir für solch ein Geschöpf immer zu klangvoll und zärtlich erschien. Sie hatte einen Körper, der wie roh geformter Ton war, und ein Gesicht, das mit seinen stumpfen Zügen einer Maske glich, unter der man das Tier ahnte.

Sie tat auch ihre Arbeit wie ein Tier, gleichmäßig und dumpf, man hörte am Morgen kein Lied von ihr, und man merkte ihr abends nicht an, daß sie müde war. Ich erinnere mich, daß ich einmal bei ihrem Anblick auf den Gedanken kam, man könnte sie demütigen, man könnte sie schlagen oder gar zum Schafott führen, sie würde nicht weinen. Nur Menschen können das – Tiere können es nicht.

Ihr Freund Jakob, ein Kumpel vom Magdalenenschacht, war ein kleiner, grobschlächtiger Mann, dem von der schweren Arbeit die Adern wie Stränge am ganzen Körper hervortraten. So häßlich er auch war, er erschien mir immer noch zu schön für den Tonklumpen Anja; er hatte immer noch etwas Menschliches an sich, mit seinen knorrigen Waden und der platten Idiotennase in seinem flachgedrückten Gesicht. Er war durchaus nicht dumm – seine listigen Augen waren recht wach für die kleinen Glücksmöglichkeiten, die es in seinem Leben gab, und man erzählte von ihm, daß er beim Kartenspiel zu fürchten sei. Außerdem sagte man ihm nach, daß er gerne trinke und im Rausch schon einmal in den Mühlbach gefallen sei, darin er wie eine Katze ertrunken wäre, hätte ihn nicht eine Schar nächtlicher Bummler zufällig gesehen und herausgezogen.

Im übrigen war er gutmütig, nahm nie an Schlägereien teil und ließ sich gelegentliche Hänseleien mit einem verlegenen Grinsen gefallen. Nicht selten sah man ihn mit Anja in der Kantine sitzen. Da goß er ihr ein Glas Wein nach dem anderen ein, ließ Braten und Torte für sie kommen und ermunterte sie zum Essen und Trinken. Nachher gingen sie in die Nacht hinaus, und wer ihnen nachschaute, konnte sehen, wie sie vom Weg abbogen und im Wald verschwanden.

Über das Liebesverhältnis der beiden war von Anfang an nicht geredet worden. Man hatte Gespräche darüber vermieden, wie man es eben vermeidet, an peinliche Dinge zu rühren.

Einmal fanden wir sie bei einem Spaziergang durch den Wald auf einem Haufen Reisig liegen, wo sie satt und tief nebeneinander schliefen, und jemand sagte: man müßte verhindern, daß solche Leute Kinder in die Welt setzen.

Mir war der Anblick unangenehm, obwohl nichts an ihnen anstößig war. Sie lagen einfach nebeneinander, nicht anders als zwei Ausflügler, die während ihrer Rast in der Sonne eingeschlafen waren. Anjas Kopf war leicht zu Jakob hingeneigt, ohne ihn jedoch zu berühren, und ihre Hand lag flach und schwer zwischen ihrem und seinem Leib, als hätte sie im Einschlafen hinübergetappt und ihn nicht mehr erreicht. Der Mittag leuchtete ihre Gesichter ganz aus und zeigte erbarmungslos, wie häßlich sie waren. Ich sah Anjas großporige Haut, ihr klebriges Haar und dachte: das kann mit Liebe nichts mehr zu tun haben, das ist der Trieb, der zwei Tiere in einer feindseligen und kalten Welt beieinander Schutz suchen läßt. Wir kehrten uns ab und ließen die beiden allein.

Ein anderes Mal sah ich sie abends miteinander zur Grube gehen, und ich nahm an, daß sie ihn zur Nachtschicht begleite. Er war in seinem Berggewand, und sie hatte ihren Arbeitskittel vom Tag noch nicht abgelegt. Sie trugen ihre Verwahrlosung mit einem gewissen Trotz zur Schau, der mich seltsam berührte. Er wirkte an ihnen wie ein offenes Bekenntnis zu der Häßlichkeit ihrer Körper, für die es sich nicht mehr lohnte, Mühe zu verschwenden. Sie bewegten sich wenige Schritte vor mir wie zwei Trolle durch die Nacht, und ihr Umriß erschien in der Finsternis noch gröber und plumper als am Tag. Vor der Zeche blieben sie stehen und gaben sich die Hand. Ich wartete auf das groteske Schauspiel eines zärtlichen Abschieds, aber nichts geschah. — Jakob ging voran in die Grube, während Anja gleichgültig umkehrte und ihr großes mörtelfarbenes Gesicht im Mondlicht an mir vorbeitrug, ohne Gruß und ohne Zeichen, daß sie mich bemerkte.

In dieser Nacht brach in der Grube ein Feuer aus und griff auch auf den Stollen über, in den Jakob eingefahren war. Die halbe Einwohnerschaft kam auf die Beine und pilgerte, halb vom Schreck und halb von der Neugier getrieben, zum Bergwerk, um wenigstens zu beten, wo keine Hilfe mehr war. Wir erlebten – zum wievielten Male? – die erschütternden Szenen des Wartens, der Hoffnung, der tränenlosen Not und der wild aufflammenden Verzweiflung. Die Frauen, die Mütter und die Mädchen der Eingeschlossenen standen vorne am Gittertor der Zeche, umklammerten die Stäbe und flehten um Einlaß. Es dauerte eine Weile, bis mir auffiel, daß Anja nicht unter ihnen war. Ich spürte, daß ich bestürzt war, und wünschte, sie möge kommen. Ihr Freund, so ahnte ich, war gefährdeter und schutzloser, wenn sie nicht da war, um für ihn zu beten; es war Verrat, daß sie ihm ihre Gegenwart im Augenblick der Todesgefahr entzog.

Erst im Morgengrauen, als die Masse der Neugierigen sich zerstreute, sah ich sie. Sie lehnte, einen Steinwurf von der Zeche entfernt, an einem Baum und starrte herüber, und als niemand mehr außer den Frauen und Müttern der eingefahrenen Bergleute am Gitter war, kam sie zaghaft näher. Sie gesellte sich den Wartenden zu, ihre Hände umspannten die Stäbe, und ihre

Stirn sank gegen das Eisen. So stand sie eine Stunde lang und ließ sich weder durch Trost noch durch sachlichen Zuspruch dazu bewegen, ein Wort zu sagen.

Das Feuer war immer noch nicht eingedämmt, und zur Stunde war noch keiner der Eingeschlossenen geborgen worden. In der Kantine wurde heißer Kaffee gekocht, für die Rettungsmannschaft und für die Frauen, welche nicht heimgegangen waren. Wir halfen dabei und trugen einen Becher voll zu Anja hinaus, die nichts annahm und nicht sprach und der man ansah, daß sie noch keine Träne geweint hatte. Bei Sonnenaufgang schief sie ein und glitt in das rußige Gras neben dem Gitter nieder. Wir rieben ihr die Stirn mit Essigwasser ein und ließen sie in Ruhe. Für die Dauer einer Kopfwendung sah ich nach ihr und dachte, daß die geschlossenen Augen mit den fettigen Lidern den Rest von Leben aus diesem Gesicht fortnahmen und es vollends zu Stein werden ließen, zu Sandstein, an dem ein schlechter Bildhauer sich versucht hatte.

Am Vormittag war das Feuer eingedämmt, und die ersten Verwundeten wurden aus der Grube gebracht. Anja war immer noch da, doch saß sie jetzt auf einem Feldstuhl, den eine mitleidige Seele ihr hingestellt hatte. Sie hockte in der grellen Sonne, die Finger ineinander verkrampft, und statt der Tränen rannen Bäche von Schweiß über ihr Gesicht. Sie hatte den Ausdruck einer Hündin, die am Grabe ihres Herrn ausharrt, und ich dachte: selbst mit Stockschlägen würde man sie nicht vertreiben können.

Zu Mittag erfuhren wir, von jetzt an seien bei der Bergung wohl nur noch Tote zu erwarten, wenn nicht ein Wunder geschehen sei. Die letzten Überlebenden waren aus der Grube geholt, und Jakob war nicht unter ihnen.

Als sie dies hörte, stand Anja auf und begann unruhig hin und her zu gehen, als sei sie auf einen Besuch vorbereitet, der auf sich warten läßt. Jemand sagte neben mir: sie ist stumpf wie das liebe Vieh.

Über der Zeche hingen dünne Rauchscheier, und das laute Weinen der Wartenden vermischte sich mit dem Lärm der Rettungswagen, welche kamen und gingen, kamen und gingen.

Die ersten Toten wurden aus der Grube gebracht, zusammengekrümmt und verkohlt und nicht mehr zu erkennen. Da begann sich in Anjas Gesicht etwas zu rühren, ihre Augen begannen ruckend nach etwas zu suchen, und ihre Hände fingerten an der Schürze, als sei ihr eine schwierige Frage gestellt worden und sie müsse jetzt vor allen Leuten die Antwort darauf finden. Man sah ihr an, daß sie furchtbare Angst hatte und keinen anderen Ausdruck dafür fand als diese lächerliche Geste von Hilflosigkeit und Verlegenheit.

Ich dachte: sie ist ärmer, als wir wissen. Und ich überlegte, wie ihr zu helfen sei, da sie jeden Zuspruch ignorierte. Schon wollte ich zu ihr gehen, da geschah etwas, von dem man nachher wie von einem Wunder sprach. Sie brachten noch einen aus der Grube, der lebte, und es war Jakob. Er hinkte ein wenig und mußte sich stützen lassen, aber sonst war ihm nichts geschehen. Aller Augen kehrten sich ihm zu, und selbst das Weinen an den Bahren verstummte für Sekunden.

Anja blickte auf wie ein witterndes Wild und erkannte ihn zugleich mit den anderen. Da ging eine Wandlung durch sie, die so schön und schrecklich war, daß es uns alle mitriß. Sie leuchtete auf wie eine Flamme und ging auf ihn zu. Sie sank vor ihm zu Boden und bedeckte seine Füße mit Küssen, und er beugte sich zu ihr nieder und strich ihr mit einem befangenen Grinsen über das Haar. Als seine Hand sie berührte, zerbröckelte ihre Maske; doch was darunter hervorbrach, das war nicht das Tier, das ich in ihr gesehen, sondern ein Mensch, so schön und so häßlich, wie wir alle sind, wenn es uns überwältigt. Sie weinte vor Jakob im Staub, und er wußte nicht, was tun. Er schämte sich zuerst, aber als er um sich schaute und in allen Mienen Ernst und Erschütterung las, lösten sich auch aus seinen Augen Tränen und rollten über sein rußiges Gnomengesicht.

Anja, murmelte er, Anja, mein Kleines – und ich fand nicht mehr, daß dieser Name zu schön und zu zärtlich für sie sei. Ich hatte geglaubt, die Liebe eines häßlichen Mannes zu einer häßlichen Frau könne nichts anderes als ein Hunger des Körpers sein, der sich blind an seinesgleichen sättigt, weil das Hohe und das Glühende sich nur an der Schönheit entzündet. Aber ich glaube es nicht mehr, seit ich Anja und Jakob vor Glück habe weinen sehen.

HIRSCH DER NACHT

Suchst du den Hirsch, mußt du dich sammeln
Eingeschmiegt in die Wärme der Einheit
Heimlich auf Knien vor Tag
Atemlos in der Enge der Berge

Mußt bangen, behend sein, schrecklich und voller List
Bereit zu allem, nötig
Und sanft wie ein Weib
Heißt also nackt dein Schicksal betreten.

Dein Schicksal lockt das Schicksal nach
Des unerhörten, des unsichtbaren Tiers
Des Tiers das nicht als erstes erscheint
In den Räumen voll Feindschaft.

Deine Seele dieser verfluchte Jäger
Zog aus, sehr fern die Seele des Hirsches zu binden
Noch ehe er ist, und die Seele des Tiers
Noch eh seine Nüster dich wittert.

Kampf, zu entrinnen, wenn der göttliche Aufsprung
Den unsichtbaren Fels behauptet!
Schlacht, wendig und behende, deiner Begierden
Die anders kein Ende nimmt als in der Kugel,

Und angelangt auf dem geheimen Punkt und endlich
Die Kugel, sie wird deine letzte Begierde sein
Und dein ganzes Geschick
Eingezielt in das erhabene Schicksal des Hirsches

Indeß das Blut sehr düster dir lohnt.

ZULETZT . . .

Zuletzt wird die Klarheit wild oktobern
Die Landschaft ist durchscheinend und entfleischt
Die Schatten durchbohren den Boden bis zum Herzen
Die Gletscher berühren die Augen und welch ein Brennen
Die köstlich blaue Röte weicht nicht aus dem Tag
Wahrhaftig man zittert von Schillern und Liebe
Vor dieser blonden
Durchscheinenden Geliebten der Höhen.

*

Geist Gottes: Die Menschen wieder zu öffnen

Hundert weibliche Quellen hier rinnend rings
Zerklüften nagend die Leichendecke
Des Schnees; das Leben der Rosen darunter
Haucht mit unaussprechlicher Schwermut.

Anbetung dem unaufhörlichen Blut
Und Ritz der Haut, dumpf bist du und sehr schön
Ihr Herz, durch das sie spricht, taucht nah herauf
Ein Tier das in unwirklichen Schlüften erstickt.

ZERSTÖRUNG

Diese eisernen Züge dies zerrüttete Haar
Sind dir gemäß, du Gestalt heute der Stadt.
Die Gesichter entstellt von Angst und die Blicke
Zerlöcherter Augen! und immer leichte Moose.

Dies sind die Vorboten auf ihren Pferden
Gottes Finger hat sie gezeichnet
Sie irren noch mit Zeitungen in Händen
Wenn schon die Herden der Geschütze den Weideplatz wechseln.

In einem Brief an seine Tochter Nele schrieb Gottfried Benn 1947, seine junge Frau habe sich einen Hund angeschafft, „und das ist fürchterlich, ich hasse ja Tiere, sie stören mich ...“ Dieser Ausbruch meint mehr als bloße Besorgnis vor Störungen in der Sphäre des Heims durch ein Wesen eigener Lebendigkeit mit Affekten, Trieben, Forderungen, Körpernähe; er kommt aus einer Schicht, in welche die verwöhnten Empfindlichkeiten nicht hinabreichen.

Ein Brief von 1941 an F. W. Oelze gibt zu erkennen, welch gedankenvolle, trotzdem aber unheimliche Erschütterung schon der ferne Anblick des Tieres in Benn bewirkte; er spricht von einem Besuch im Berliner Zoo: „Bären, Robben, Jaguare und mein Lieblingstier – der Puma, regungslos auf einen Ast gestreckt, monoman, mit grünen Augen. Ich muß sagen, ich war tief beeindruckt vom *Tier*, dem Verhafteten, ungeheuer Unterworfenen aller seiner Wendungen und Bewegungen, seinen schauerlichen Wiederholungszwängen im Traben, Schaben, Wetzen, Heulen, dieser ganzen Neuronen- und Reflexspannung von geradezu fühlbarem Charakter, die nur die Entladung in die Muskulatur kennt – offenbar die älteste Vorform des Bewußtseins –, noch ohne jeden Ausweg in die Trennung vom Objekt, die wir dann brachten.“ Die vitale Spannung im Tier so beschwert mitzufühlen, bezeugt eine fast totemistische Verbundenheit mit ihm, oder doch die manchmal bejahte, manchmal verneinte Fähigkeit dazu – im Gedicht gefeiert, im Leben verworfen. Den täglichen, stündlichen Anblick des „ungeheuer Unterworfenen“ fürchtete er in dem kleinen Hund; am Puma, der nicht angemenschlichten Großkatze, gefiel er ihm, denn da prangte das Tierische formal so schön und offenbar zusagend in sich beschlossen, daß die Teilhabe an der ihre Begrenzung bedrückend vorzeigenden Sphäre der Urtriebe erleichtert wurde durch ebenso unmittelbare ästhetische Evidenzen. Kein Dichter hat das Tierische am Menschen so beständig im Blick behalten wie Benn, das Körperleben, die Vitalseele, die Instinktgaben, die Triebmuster; er, der die menschengeschaffene Geschichte als sinnlos verhöhnte, hat die Vor- und Frühgeschichte der menschlichen Natur um so ernster sich vorzustellen versucht und hat sich über den Sprung des Menschengeschlechts ins Bewußtsein, den er eine „kosmische katastrophenhafte Entspannung für das All“ nannte, sein Leben lang nicht beruhigt. In jüngeren Jahren hätte er das unbewußte Hündchen beneidet – „Ich bin der Stirn so satt“ –, der spätere Moralist der Form büßte den Glauben ein an den Hirnstamm als Zone einzig uns erreichbaren Glücks. Die Tiere im Zoo offenbarten sich ihm in einer Art Unterweltsvision, geplagt von Wiederholungszwängen wie Sisyphus, auswegslos in den Lebensdrang gebannt wie der ins Lechzen gespannte Tantalus: Grauen packte ihn, wie es an das Untere in ihm rührte. Selbst der kleine Hund erschien da als ein mahnender Sendbote aus lichtlosem Reich – zudem spielte in diesem Falle vielleicht auch die Eifersucht ein wenig mit.

Anders sprach das Pflanzenreich zu ihm. An Friedrich Siems 1953: „... Können Sie sich in einen Gott hineindenken, der etwas so Sanftes wie die Pflanzen und die Bäume geschaffen hat? Ratten, Pest, Lärm, Verzweiflung – ja, – aber Blumen?“ Und er erwähnt ein altes Bild, dargestellt sei „ein kleiner zärtlicher Gott, der zwei Bäume hochzieht“. Schwebte ihm vielleicht Tintoretto's Erschaffung der Pflanzen in Venedig vor? Genauer bekennt er sich Ernst Jünger gegenüber, wobei natürlich auch eine Ablehnung mitlaufen muß: „Wald mag ich nicht, mochte ich nie, aber Blumen über alles.“ In Gedichten will er manchmal die Verzauberung durch Worte wieder heraufbeschwören und dem Leser schenken, die er durch Blumen erfuhr, wobei die Schönheit der Namen – Levkoje, Bougainville, Amaryllis – etwas von ihrer Schönheit widerspiegeln soll. Das sprachlich umschmeichelte Ohr soll dem inneren Auge Bilder erwecken, die in Musik erscheinen, für einen Augenblick, und wieder untergehen in der Nacht, die uns erfüllt. Erhöht wird eine Unbekannte durch die stumme Anrede „Du Rosenhirn“: durch ihre Schönheit hat sie teil an der der Vollendung nahen Rose, reicht sie an etwas Höheres heran als die kentaurische Vermischung von Mensch und Tier, die sie auch ist. In der Blume scheint die Natur die ihr mögliche Kunst zu erschaffen, aber während das menschliche Kunstwerk der Zeit ein Stück Dauer abgewinnt, gibt sie mit den ihren ein besonders bewegendes Beispiel der Vergänglichkeit (freilich auch der Wiedergeburt). Benn wurde berührt vom Blumenschicksal; an H. E. Holt-husen schrieb er: „Blumen tragen die Sonne, den Sommer und die Nacht, ich empfinde sie als durchaus tragisch: sinnlos schnell verblühend.“

Also tragisch – aber die Zuweisung des raschen Blütentodes an die Sphäre des Sinnlosen bezeugt auch in diesem Fall eine Gegnerschaft zu Naturgesetzen, die etwas theologisch Starres hat und sich im Grunde gegen die Natur selbst und die gesamte Schöpfung richtet. Einfach war es nicht für den hochbegabten Späterwachten, aus dem strenggläubigen väterlichen Pfarrhaus in die agnostischen Naturwissenschaften der Neunzigerjahre überzutreten und alles zu Hause Eingeleute ins Gegenteil verkehren zu müssen: Gottesglauben in Unglauben, vollkommene Schöpfung in mißratene, das Menschendasein als Offenbarung seiner Sinnlosigkeit – bis dann dem Nichts aller Werte die überschlankte Gottheit des Kunstwillens abgewonnen wurde. In einer Schöpfung aus Grausamkeit ist für Benn der schnelle Blumentod noch im besonderen quälend, weil da die Natur ihren eigenen Kunstwillen scheinbar ungeduldig verneint, also das, was sie beinahe über sich selbst hinaushebt und sie rechtfertigen könnte. Vielleicht jedoch fürchtete er im Grunde diese mögliche Rechtfertigung, da sie die Reinheit seines umfassenden Neins gefährdete. Wie bitter streng war er gegen das, was er in sich als Schwäche wußte oder glaubte! Das erste in den *Gesammelten Gedichten*, der Auftakt zur „Morgue“, ist ein Abschied an eine Aster; der tote Bierfahrer, zwischen dessen Zähnen sie geklemmt ist, beschäftigt den sezierenden Arzt' einzig als anatomischer Gegenstand, doch die Blume rührt den Dichter an, wie er sie am Ende mit der Holzwolle in die Brusthöhle stopft: „Trinke dich satt in deiner Vase! / Ruhe sanft, / Kleine Aster!“ Diese Schlußverse sind eine Blüte der Zärtlich-

keit, der Todgeweihten huldigend und dem zärtlichen kleinen Gott, der sie schuf.

Die Briefe sind aber schließlich, auch wo sie von Tier- und Pflanzenwelt handeln und dabei von ihm, der in ihnen von anderem spricht, an Menschen gerichtet, im innern Hinblick auf jeweils einen oder zwei Partner: Geliebte, Freunde, Bekannte, Unbekannte; in jedem von ihnen wird zunächst eine Beziehung zuzweit deutlich, oder halbdeutlich, sodann die Bennis zu sich und zur Umwelt – heute gewinnen sie eine neue Bestimmung, indem sie dem dialogischen Kreis enthoben und in die Fremde unter die Vielen geworfen werden, wo sie allen Wahlverwandtschaften, Zuneigungen, Befremdungen verfügbar sind. Ihre Wechselströme der Sympathie werden, nach den Spielarten der Induktion zwischen Menschen, neue Sympathien erregen, ihr Sachgehalt Interesse, das nur dafür bereit war und nur daran lebendig wird; ihr Stil wird die Überzeugungskraft des persönlich Folgerichtigen ausüben, wird *extreme* Zustimmung, *extreme* Abneigung hervorrufen. Die Rückwirkungen einer ins Vertrauen gezogenen allgemeinen Leserschaft werden eine Summe von Bennischen Figuren in Gefühlen und Gedanken ergeben, dort noch, wo diese sich entziehen möchten; andere als die Rückwirkungen auf das dichterische Werk, aber ihnen zugehörige. Bruchfiguren als Folge von Schocks werden sich bilden, am andern Ende der Skala zarte Arabesken, Nachbildungen der lianenhaft gewundenen Liebenswürdigkeiten, die in dieser Briefprosa zahlreich vorkommen. Dazwischen Kreise der Bestürzung, Ellipsen der Ungewißheit, Quadrate der Bewunderung, Vielecke komplizierter Einverständnisse: eine ganze Geometrie.

Der Band bietet eine Auswahl; ich kenne nur diesen und halte mich daran. Geschrieben wurde der überwiegende Teil der Briefe in Berlin 1913–56, in der Einsamkeit und Kälte der Großstadt, ohne die Benn nicht leben konnte, die er bald als Reiz, bald als Qual empfand und in der er sich mit lebenskluger Taktik barg. Der Gesellschaft wich er aus; die Begründung an eine Freundin, die ihn in ihren Kreis einlud, lautete: „Mein Herz ist zu melancholisch.“ Natürlich gibt es Ausbrüche aus der Einsamkeit, denn seiner Abwehr entgegen arbeitete beständig das Anziehende seiner Person, damit verbunden der elementare Wunsch, geliebt und erkannt zu werden. Er brach wohl aus, doch verstand er es, sich allenfalls wieder zurückzunehmen: der Briefwechsel mit einer Freundin wechselt vom allzunahen Du in die gemäßigtere, aber herzlich reichere Zone des Sie über. Immer wieder muß ein Gleichgewicht hergestellt werden zwischen den Forderungen des hervorbringenden Ichs und denen einer Umwelt, die aus Neigung oder Interesse, ohne es zu wissen oder wollen, das Ich überanstrengt und das an ihm lähmt, was sie doch als seinen Wert weiß und so haben will. Abneigung gegen die sich immerhin frei bildende Gesellschaft – über deren umfassende organisierte Form, den Staat, gibt es nur ganz wenige, freilich äußerst entschiedene Bemerkungen; die eine stehe für sie: „Bin heute wieder von der Steuer mit Pfändung bedroht, wenn ich nicht sofort 500 M zahle. Die Leute sind irre, der Staat muß zertrümmert werden.“ (1931) Welch eine Begründung dieser ehernen Folgerung,

die von einem Bakunin-Schüler stammen könnte! Zu bedenken bleibt, daß zu jener Zeit in Berlins Publizistik kaum jemand Wort und Stimme hatte, der nicht das Zertrümmern empfahl: die Weimarer Republik, der Kapitalismus, die bürgerliche Gesellschaft, die Kirchen, das Christentum, die Parteien, die Familie, die höhere Bildung und wie vieles noch sollte nach der Ansicht von Fanatikern und Dogmatikern, die mit dem Hammer – mit nichts sonst – philosophierten, endlich „überwunden“ werden. Den anarchischen Hang zum Ungeschorenbleiben von seiten des Staates hat Benn nur ehrlicher bekannt als andere, die ihn ebenso hatten; das Paradoxe ist, daß er unter den Nazi das straffste staatliche Ordnungsgefüge, die Armee, bejahen und als Zufluchtsstätte der inneren Emigration aufsuchen mußte. Er stammte noch aus Zeiten, wo es zum Stolz des Gebildeten gehörte, unpolitischer Konstitution zu sein und seine Interessen nicht mit denen des Staates zu vermischen, die als wesentlich unrein galten. Was sollte denn ein Dichter, der „die Sinnlosigkeit des Daseins“ als seinen einzig möglichen Glauben annahm, der in der Mitte des Lebens, 1921, schrieb: „Ich glaube weder an Wissenschaft noch an Erkenntnis, insonderheit halte ich die Naturwissenschaften für Komparserie bei allen ernsteren Fragen und zum Schluß glaube ich weder an Entwicklung noch Fortschritt weder des Einzelnen noch der Gesamtheit . . .“, was sollte er von den Organisationen politischer Gebilde halten?

Ein sinnloses Leben muß auch eine sinnlose Geschichte haben und machen; Benns Hohn gegen die der Geschichte abgewonnenen Sinngefüge nahm mit den Jahren zu. Nur die Erdzeitalter nahm er ernst; er bestimmte den heutigen Menschen als den des Quartär. Theodor Lessings Buch *Die Geschichte als Sinngebung des Sinnlosen* fand damals, in einer Zeit überwiegend optimistischer Geschichtsgläubigkeit in Hegels Nachfolge, überzeugbare Leser. Der Mensch war da „die Sackgasse des Lebens überhaupt“, er war „eine Krankheit“, ein faux pas der Natur, der die Grundwerte seines heiligen kosmischen Sinnes mit seinem sogenannten Geist, den er größenwahnsinnig überwertete, bereits zerstört hatte. Wo geriet da der homo sapiens hin? Die Entscheidung zum Geist wurde auf geistreiche Art als Sündenfall des Menschengeschlechts erklärt; sie war der Ursprung aller Übel, die zusammengefaßt wurden unter dem Namen Zivilisation. Klages, Dacqué, Frobenius, Spengler sind dem Umkreis dieser Anschauungen zuzuordnen, die auf Benn so mächtig einwirkten. „Der Schritt vom Ausdruck der Seele zum Zweck, von Triebhaftigkeit zu bewußtem Wollen, von Lebensgemeinschaft zu Gesellschaft, von damit verbundener ‚organischer‘ zu ‚mechanischer‘ Weltanschauung, vom Symbol zum Begriff, von Geschlechterordnung der Gemeinschaft zum kriegerischen Staat und zur Klassenscheidung, von den mütterlichen chthonischen Religionen zu den geistigen Stifterreligionen, von Magie zu positiver Technik, von einer Metaphysik der Symbole zu positiver Wissenschaft – das ist nach dieser Lehre eine strenge Phasenfolge eines sicheren Todesweges . . .“

Diese Zusammenfassung so gearteter Lehren in einem Satz, die kaum überboten werden könnte, stammt von Max Scheler. Von Verlust zu Verlust würde sich demnach die Geschichte bewegen, hinweg von den einst den

Menschen und die Welt einenden Bildern! In dionysischen Augenblicken kommt es noch zu solcher Einung mit der metaphysischen Wirklichkeit des Lebensdranges – „Unbewußt, höchste Lust“; *Tristan und Isolde* –; sie inmitten des intellektuell fehlgeleiteten Lebens heraufzurufen, war dann folgerichtig das Amt des Dichters, des Lyrikers, der um das Verlorene wußte und es den danach Verlangenden durch seine Sprachmagie, eine Entsprechung zur ursprünglichen, echten Magie, zu übermitteln vermag. Sie ist das große Thema Benns, nachdem die dionysische Vision seines bewunderten Nietzsche in ihm tiefer gedrungen war als die apollinische, die ihn zunächst kalt ließ. Einung: das war ihm zutiefst nichts Zwischenmenschliches, Gesellschaftliches, Persönliches, sondern eben die Auflösung der Person in der Hingabe an den dunklen rauschhaft einfließenden Willen des Allebens. Sein beherrschendes Bestreben war die Herbeiführung solcher großer Berührungen, noch sein abendlicher Gang in die niedrig belebte Einsamkeit der Destille hatte das Ziel der Beschwörung, wo der in sich Versunkene zum Mysteren, sein Bierglas zum Opferkrug wurde und die Gedanken in die Bilder einzugehen drängten, die in der daktylisch fallenden Musik seiner Schwermut durch ihn zogen. Und wenn das Ich von seinen Erfahrungen der Aufhebungsversuche seiner Einsamkeit sprach, so sprach es zu sich, auch wenn es Du sagte. Aus astronomischer Entfernung traf dann sein fremder Blick auf die Pathetiker und Ethiker des Soziallebens, die, jeder mit seinem Rezept, daran waren, das Gewimmel zu dessen nun bevorstehendem immerwährendem Glücke zu bändigen. Er allein, sie zu Tausenden. Welcher Mut!

In jedem Brief jedoch wandte er sich an ein wirkliches Du, dessen Daseinskraft er spürte und dessen Eigenleben er genau bedachte. Er spricht von sich, zudem verstand er aber die Kunst der Anteilnahme, und er war, auch wenn ihn sein Beruf zwischendurch langweilte, Arzt genug, um schreibend den Partner stets auch als Körper mit dessen gefährdeten Funktionen vor sich zu sehen. Ich erinnere mich an ein Gespräch 1953 im „Glockenhof“, Zürich, einem Hotel, wo auf jedem Nachttisch die Bibel liegt: wir waren allein in einer Art Frühstücksraum; über das blaukarierte Tischtuch, den Tee und die Aprikosenkuchen hinweg schauten die großen hellen Augen freundlich, aber auch bestandaufnehmend auf alles, was meine Erscheinung ihnen darzubieten vermochte, dann erkundigte er sich, ein erfahrener Frager, nach meinem Wohlergehen, nach Krieg und Frieden meines vegetativen Nervensystems und meinen politischen Verhaltensweisen dazu. Untersuchend wird ja vom Patienten auch der Arzt untersucht – auf Echtheit und Grad seines Interesses, auf Vielfalt, Einfalt, Wesentlichkeit der Fragen, Sicherheit der Handgriffe, Verknüpfung des Erschaute mit Wissen, Erfahrung, Analogien, Nachdenken usw. Benn war erstaunlich, wie er ins Allgemeine überging, von der Weisheit des Körpers sprach, als redete dieser selbst aus Jahrzehntausende hindurch angelegtem Gedächtnis, das seine Wünsche, Bedürfnisse, Abneigungen regulierte. Unter die Zivilisationsverluste rechnete er die Trägheit, deren Bereich heute der Betriebsamkeit und ihren Spannungen zum Opfer falle; er wies auf die Zeiten, in denen Goethe in einem produktiven, erholenden

Sinn „faul“ war, ohne Gewalttätigkeit gegen sich, um dann auf höherer Stufe einen neuen Anfang zu setzen. Die vitale Seite des Schöpferischen beschäftigte ihn, seine Phasenwechsel, die Pubertäten und Altersschübe, das Aussetzen derselben – Unruhe ging dunkel durch seine Augen, denn da stieß auch er an eine Wand ohne Türe. Dann sprach er, vom Einzelmenschen überspringend, von der Menschheit: der Nihilismus sei nicht die letzte Weisheit, die Verachtung, zu der er so oft geneigt habe, sei im Grunde nicht erlaubt, denn sie, die Menschheit sei, aufs Ganze besehen, etwas Hohes, ein grandioser Versuch, Urheber unbekannt . . .

Der Verächter: das war er, wie George, wie Borchardt, wie Valéry, gleich entschieden wie sie, und das Zeitalter bot ihnen Stoff genug. Seine Verachtung ging auf Menschen, auf den Menschen, auf das, was er in sich als allzumenschlich fürchtete und, allzu getreu, auf das, was Nietzsche zu verachten lehrte. Flauberts *impassibilité* schwebte ihm vor, dieses Phantom eines Überempfindlichen; er nahm seine Attitüden an: „Es mag auch sein, daß ich menschliches Leid nicht mag, da es nicht Leid der Kunst ist, sondern nur Leid des Herzens. Sehe ich menschlichen Gram, denke ich: nebbich; sehe ich Kunst, Erstarrtes aus Distanz und Melancholie, aus Trauer und Verworfenheit, denke ich: wunderschön.“ (1922) Das ist Artistenrhetorik nach den grellen Melodien der *poètes maudits*, nietzscheanische Mitleidsentwertung, und es ist, trotz der objektiven Kälte der Aussage, wahrscheinlich nicht einmal wahr. Denn zu sehr litt er selbst an der „mörderischen Indifferenz“ des Lebens, die er als die wissend und schweigend hinzunehmende Voraussetzung allen Daseins feststellte. Gefühlsausbrüche, sie galten ihm für gering, verglichen mit diesem grundlegenden Existenzgefühl, in ihnen empfinde man das Leben „zu eng, zu individuell, zu epileptisch. Nur wer an jeder Stunde die Klauen, die Hauer, die rostigen Nägel sieht, mit denen sie unser Herz in Stücke reißt, der hat das Leben in sich aufgenommen und steht ihm nahe und darf leben.“ (1929) Vom Leiden der Kreatur Mensch wußte er alles, und der vorgeblich mitleidlose Artist stand Tag für Tag klein und gedrunken im weißen Ärztemantel in seiner Sprechstunde und half kranken, bedrückten Menschen, während aus den Federn von Scharen selbstsüchtiger Schriftsteller mit bedenklicher Privatmoral Heerscharen von sozialmoralisch aufgepumpten Phrasen in Zeitungen, Zeitschriften, Büchern spektakelten . . . Schwach entwickelt ist allgemein die Einsicht dafür, wie billig die meiste geschriebene Ethik mit ihren Forderungen, immer an andere, ist und bleibt. Teilnehmend und entfernt: er war beides, er war immer nur mindestens auf zwei Nenner, nie auf einen einzigen, zu bringen. Ambivalenz, dieses Wort kommt in den Schriften häufig vor. Beziehungsscheu, mimosenhaft, aggressiv, die Briefe zeigen ihn so. Liebesbriefe sind keine darunter; ich könnte mir denken, daß es die köstlichsten wären . . .

Auch sie wohl nicht ohne Haken und Angeln für die Partner, die mit schmal begrenzter Erwartung einsinnige Lyrik empfangen wollten. Es gibt da ein merkwürdiges Geständnis in Form eines Lehrsatzes: „Liebe ist das Elysium der Unproduktiven, die nicht denken und Ausdruck schaffen können. Der

Extreme in seiner Finallage gibt auch die Liebe nicht mehr ab, er behält sie für sich selbst.“ (1952) So schrieb der Sechsendsechzigjährige in einer brieflichen Erläuterung des Wortes Eigen-Immortelle, das in einem Gedicht vorkommt. In seiner Finallage: das Wort ist erfüllt von Todesahnung. Für Augenblicke war er doch auch ein Myste der Erotik gewesen, der die ersehnte Einung in einem oder durch ein Du erfahren hatte; sein schönstes Gedicht, „Aus Fernen, aus Reichen“, wäre sonst nicht entstanden, auch nicht „Wie lange noch“. Vom Tod der Liebe wußte er, wie von ihr nicht? Sie ist ihm angelegt auf Erblühen und schnelles Sterben, wie die Blumen, ihr Wunsch nach Dauer ist gesättigt mit Unwirklichkeit.

„Und dein eignes Herz
so wandelbar, bodenlos und augenblicklich –“

Wie könnte sie sich dem tragischen Gesetz entziehen, das er über die Welt verhängt sieht und das ein leidender Rebell in ihm dennoch nie annimmt! Die Illusionslosigkeit, die er sich errichtete, hat sein Herz nicht vor Ergriffenheiten bewahrt, welche dichterisch Eros und Thanatos vereinen. Wie Orpheus hat er seine Liebe noch im Totenreich gesucht und dann die Tiefe der Erfahrung über ihre Dauer gestellt:

Doch sehe ich ein Zeichen:
über das Schattenland
aus Fernen, aus Reichen
eine große, schöne Hand,
die wird mich nicht berühren,
das läßt der Raum nicht zu:
doch werde ich sie spüren,
und das bist du.

Solches Ausströmen wollte der Alternde nicht mehr, als er sich selbst den unterweltlichen Fluten nahe fühlte und mit verbissenem Willen nurmehr seinem Kult der Form zu leben vorhatte. In den Briefen an eine junge Dichterin ersieht es sich, wie seinen überstürzten Weg auch spät noch Feuer umzuckten und umspielten und ihn nicht ganz unentzündet durchließen, mochte er auch im Schutze seiner Lehre von der Finallage und ihren Erfordernissen der Selbstbewahrung dahinschreiten. In dem fechterischen Hin und Her dieses Briefwechsels hat er Formeln von galanter Liebenswürdigkeit untermischt mit Sticheleien, die nicht nur obenhin treffen sollten: „Man liegt vor einer Frau nicht Tag und Nacht auf den Knien und murmelt zu ihr Gebete empor, eine Frau ist ein Gegenstand.“ Der erlesenen Höfliche konnte brüskieren, nicht aus dem Versehen des Taktlosen, sondern nach Plan und Absicht, nicht nur einen Briefpartner, sondern seine Leser. Wie André Gide Aufrichtigkeit um jeden Preis sich auferlegte, nicht ohne Genuß an dieser ethischen Unternehmung, stellte Benn seine Aussagen auf Rückhaltlosigkeit ab, angewidert durch die von den dozierenden Literaten, den Geschichtsoptimisten betriebenen Schönfärbereien des Menschenbildes nach späthumanistischen

Schablonen. Dazu kommt die Neigung zu der berlinischen Keßheit des Ausdrucks, zum Ordinären, Krassen, Antibürgerlichen um jeden Preis in der Sprache als echtestem Zeugnis der Zeit – der Geschichtsfeind war darauf bedacht, genau in der Zeit, der seinen, zu stehen – die zum Extrem auf jeden Fall! Er war ein Meister der Herausforderung; die Jahre, die er kaum beachtet oder beachtet aber unerwünscht war, haben seine Haltung nicht gelockert, im Gegenteil. In einem Brief 1949: „Ich weiß, was für gewalttätige Dinge ich denke und schreibe. Aber Belletristik gibt es ja genug und Keuschheitslegenden auch, meine Idealität ist nicht die einer Mimose.“ Im selben Jahr: „Ich höre weiter, daß die Wirkung meiner Bücher im einzelnen stark ist, aber im ganzen alle Welt schockiert und geradezu böse macht. Nun, das ist nicht gegen meine Wünsche. Mit offenen Armen aufgenommen zu werden, würde mich sehr bedenklich machen. Ein Brief aus Schweden trug eine – *Strindberg*-Briefmarke! Dieser giftige unerbittliche geniale Kopf, den sie verhungern ließen, – jetzt ist er also eine Briefmarke und die Bürgerwelt entgiftet ihn mit ihrer Spucke.“

An Nietzsche wird er erst recht gedacht haben; der Isolierte hat stets die in ihrer Zeit Isolierten begrüßt, die auch das Schrille stilistisch einsetzten, um sich vernehmbar zu machen. Gut hundert Jahre früher hatte es Jean Paul in Berlin nicht gewagt, den Titel seines entstehenden Romans in Gesellschaft zu nennen, weil er anstößig sei. Es handelte sich um die *Flegeljahre* ... Seither hatte die Literatur die naturalistische Treue in der Wiedergabe von Slang, Soldatenjargon, Ganoovenrede eingeübt und, in der Lyrik, den Rückgriff auf Villon, der seinerseits auch auf die Kaschemmensprache zurückgegriffen und den Worten der unteren Sphären das Schämen in den oberen ausgetrieben hatte. Neben Gedichten, die wie vor einem höheren göttlichen oder menschlichen Wesen sprechen, entstanden solche, die so sprechen, wie man zu sich selber spricht: welche Tabus hielten sich da noch? Der innere Monolog der Marion Bloom im *Ulysses* von Joyce zeigt es literarisch; die Tiefenpsychologie war längst in die Bilderzonen der Triebe eingedrungen: das Verschwiegenste wurde in die öffentliche Sprache hereingeholt; es sollte nun im Gedicht auch singen. Seine Wahrheit galt als total und absolut, so daß an ihr gemessen wurde, wer und was „verlogen“ sei – dieses Wort *verlogen* wurde nach 1918 rasch eine verbreitete Waffe wie ein billiges Revolvermodell, das man reihum einer auf den andern richtete. – Verachtung, Alleinsein, Zurückhaltung der Liebe, gewalttätige Dinge sagen, Melancholie, Ennui: es gibt eigentümliche Übereinstimmungen mit Briefstellen Paul Valéry; bei beiden Hohn auf Weltanschauungen, Ideologien als Wille zu geschichtlichem Wirken und gegen die Geschichte insgesamt. In einem Brief an Gide 1894 erzählt Valéry von seinen Kriegsvisionen, die ihn als trunkene Flut überwältigten, dionysisch, aus einer Region, die er nicht kennt. Alle Untergänge waren vorausgesehen. Benn: „Die Mythe des Menschen schrie nach Exekution.“

Die Mythe des Menschen, der man teilweise, phasenweise selbst war, wie die Oasen der Briefe, die den Gatten, Vater, Freund, den geistig Teilnehmenden zeigen, genau, aber kaum jemals von nahe. Hier gibt es die kompensierenden

Gegenstücke zum Schonungslosen, zum gewollten Schock, zum überbewerteten „Kaltschnäuzigen“, das einer zitternd-feinen Sensibilität vom Druck des extremen Formulierungszwanges abgepreßt wurde. Nichts jedoch von brieflichem Sichgehenlassen, selbst im Vertraulichen wieviel sachlicher Ernst! Fast vollständig fehlt das Element der Heiterkeit, an seiner Stelle sind als Leuchtbojen Sarkasmen über die Umwelt ausgestreut. Überlegt und überlegen ist die Taktik, mit der er den freiwillig, aus Verehrung ihm aus seiner Verfehlung Helfenden dabei half: er wünschte Wirkung und Ruhm, um über sie geringschätzig verfügen zu können. Es gibt Briefwechsel, die eine kurze Zeit intensiv geführt werden, dann verstummen, nachdem die Situation, die sie hervortrieb, sich und ihn, den Schreibenden, erschöpfte. Wenige Freundschaften; einen einzigen Mann redet er mit Vornamen an: „Lieber Erich . . .“ Aber auch da bleibt es beim Sie. Im *Doppelleben* heißt es mit Anspielung auf Erich Reiss: „Der einzige, den ich vielleicht als Freund bezeichnen könnte...“ Vielleicht . . . Es ist die arme Summe eines ganz auf sich allein Gestellten, unter dem Druck seiner Botschaft Lebenden, eines Dichters, der in seinem Werk keinen Menschen geschaffen hat als sich. Beim Tode jenes Freundes schrieb er an dessen Gattin 1951 dies: „Ich glaube ja an eine irgendwie geartete Weiterexistenz auch nach dem Tod, es ist kein Aufhören, die Toten bleiben bei uns und gehören dazu, trotzdem bleibt das Aufhören des Sichtbaren und Ansprechbaren eine große Erschütterung.“ Da rührte er an ein Geheimnis, von dem er nur dieses eine Mal, und wie verschleiert!, sprach. Es ist ein Anklang an das, was eine der Eingebungen zum *Unaufhörlichen* ist: „Ja, dieser Mensch wird ohne Ende sein.“ An Frauen wandte er sich brieflich aus größerer Nähe, veranlaßt wohl auch durch ihren Willen, der unbelasteter auf natürliche Weise mitentschied, welche Distanz gelten solle. In seinen Antworten konnte männlicher Charme erblühen, geprägt persönlicher, mit herbem Geruch, der ihn steigerte. Manche Briefe verraten es, wie er sich mit Anstrengung aus seiner Indifferenz wie aus schwerem Wasser emporwand, um die bewegenden Augenblicke einer Beziehung wieder auf sich zu nehmen, die ihrer Wirklichkeit, wo nicht der Mensch von weit außerhalb her als mutationsreifes Endexemplar des Quartär anzusprechen war, sondern hier und jetzt als ihm von Herzen anhangende, ihn in seinem Wert erfassende Frau wie Gertrud Zenzes oder Erna Pinner oder Thea Sternheim und andere.

An die erste schrieb er aus der kalten Not des Nachkriegs nach Amerika, 1947, ihm keine Carepakete mehr zu senden: „Diese Geschenke haben eine Gewalt, der ich innerlich nicht gewachsen bin. Sie schneiden zu tief in das Leben ein, in dies sehr einsame, mühsam zusammengehaltene Leben, das ich – ich weiß nicht warum – immer noch verteidige. Diese Bitte ist ernst.“ Fast alles ging ihm zu nahe. Ein Teil der Briefe, ebenso zahlreiche Teile innerhalb der Briefe bestehen aus Abwehr eines Aufgestörten, der in den meisten menschlichen Beziehungen seinen Schmerz des Menschseins noch einmal, und schneidender, erfuhr, deshalb seiner Berührungsangst, mochte er sie auch von den Umständen gezwungen bezwingen, lauschte und recht gab. Sie regte sich in umgekehrtem Verhältnis zum Niveau seines Gegenübers, und sie

macht es begreiflich, daß er Nietzsches etwas geschwollene Formel vom „Pathos der Distanz“ aus natürlicher Neigung in Lebenspraxis umsetzte. Kam er indessen heran in die Nähe, so war seine Gegenwart, auch in Briefen, erstaunlich intensiv zu spüren; jede einzelne Äußerung über eines seiner Themen besaß dann das Gewicht all dessen, was er je darüber gedacht hatte, und im Gespräch fielen ihm Formulierungen aus seinen Schriften zwischen- durch mit dem Glanz des Spontanen wiederum zu. Kompakt wie die Prosa der ausgearbeiteten Schriften ist die seiner Briefe; in jedem Satz ist er, noch in der Art des Ausweichens, zugegen, dicht, sicher, folgerichtig bis ins letzte, darum unangreifbar – bis auf die Voraussetzungen seines in sich stimmigen Weltbildes. Im Persönlichsten seiner Antworten erscheint, mehr als bei den meisten, vieles von der Persönlichkeit des Partners auf dem Lichtschirm, so daß wir unsichtbar in einem Kreis von Menschen nun zugelassen sind, der von ihm ausgezeichnet wurde. Einzelne darin manchmal zu sehr: er konnte, wenn er einen nicht sah, am Telefon, im Brief, eine Art von chinesischen Höflichkeiten bis auf die Spitze treiben, so auch die Anerkennung literarischer Leistungen, die seiner Natur eher fremd bleiben mußten. Da war er großherzig und warf einem Geschenke zu; tat er jedoch einem Autor die Ehre an, kritisch auf einen Text einzugehen, dann war es genau und durchdacht und von seinem Standort aus, deutlich von gegenüber.

Seine Güte entfaltete sich, weil ihm ein Stachel bewußt hielt, daß alles Entstandene eine Leidensgeschichte verkörpert und allein schon diese ernstzunehmen sei. Über Dritte konnte er rasant aburteilen, wenn ihr Werk für ihn keine Förderung bedeutete, indessen sind ja Briefe nicht Tummelplätze historischer Gerechtigkeitsübungen, und wer sie vom Ausdruck momentaner Stimmungen reinwaschen will, tötet sie. Denen, die seine Verehrung gewonnen hatten, bewahrte er sie treu: „Meine Götter geblieben sind noch immer Heinrich Mann, Nietzsche und Taine, an denen habe ich mich gebildet.“ (1949) Ein karger Olymp – aber vielleicht war eben diese Besetzung nötig, um das Zustandekommen der Gedichte Benns zu ermöglichen. Die drei waren für ihn die wirkungsmächtigsten, während seine Kenntnis eine große Zahl von Namen, Werken, Lebensläufen umfaßte und er auch seine Neigung zu Artisten wie Flaubert, Wilde, d’Annunzio, Verwandte in ihrem Kunstwillen, gerne zugab. Aus den Naturwissenschaften müßte eine ganze Schar von Nährvätern angeführt werden. Moderne Dichter haben den Bildungsprunk der früheren ins Gegenteil verkehrt; auch Valéry gab sich, als habe er kaum fünf Bücher gelesen. Bescheidenheit und Finte zugleich! Die lebenslang durchgehaltene Höhe des Anspruchs, an sich wie an andere, und das Ergebnis daraus bezeugen anderes als solche Selbststilisierungen, die mit Verschweigungen operieren.

Für jene, die in der glücklichen, doch unerprobten Lage sind, jeweils den ersten Stein werfen zu dürfen, werden diese Briefe, die Benn so rückhaltlos enthalten wie alle seine Schriften, wiederum Ärgernis genug enthalten. Doch welcher Wurf erreichte den Dichter, der sich sein Leben hindurch furchtlos darbot! Alles, was in den Briefen auf menschlicher Ebene unerklärlich scheint,

weist zurück auf jenes große Unerklärliche im Dichter, dem wir die vollkommensten seiner Verse zu danken haben. Beides ist hinzunehmen an einer Erscheinung dieses Ranges, die den Stolz ihres Daseinsrechtes keinen Augenblick preisgab und die noch ihre Schwächen zur Leistung zwang. Werke und Briefe, sie sind dicht beieinander, das Leben und seine Erhöhung, die Wahhaftigkeit und ihr Schmerz, die schwere Stummheit und der überspringende Funkenschlag des Worts. Das Unerklärliche wirkt durch ein zum Äußersten gespanntes Dasein, das sich offenbart, entriegelnd auf Verslossenheiten unseres Daseins, in denen Träume eines umfassenderen Menschentums umgehen. Da dürfen selbst unbequeme Rätsel bleiben – auch die messerfeine Linie von Stirn und Nase des Dichters, im Halbprofil von zauberhaftem Schwung, war eines, auch der Friede auf den Zügen seiner Totenmaske, höher als alle Vernunft, Rätsel und unerklärlich: seine Sprache noch einmal und was sie ergänzt.

PIERRE JEAN JOUVE

REISENDER

Wo endet die Fahrt? An welchem Ort der Drohung und des Schreckens
In welcher Sanftheit weißer Arme und des Lächelns
An welcher Stätte wo auch den Baum Entsetzen packt
In welcher schmiegsamen Erfüllung der Natur?

In welche Ewigkeit erinnernd Schritt um Schritte setzen
Welche Vergebung sich gewähren, dem Verwundeten
Welch ein Schweigen ertragen ewig entsetzt
Und welch strenges Gericht nach soviel Wahn?

ALEXANDER MITSCHERLICH

PUBERTÄT UND TRADITION HEUTE

Wir haben in einem vorangegangenen Beitrag*) versucht, einige Umstände zu erörtern, die es uns schwermachen, uns der Gesellschaft, in der wir leben, einzuordnen. Denn diese unsere Umwelt der menschlichen Beziehungen, der Dinge und Einrichtungen, ist dauernder Veränderung in schnellem Wechsel unterworfen. Sie wird immer wieder, wenigstens in manchen Erfahrungen, zu einer fremden. In unserem Lebensraum spielt die Natur eine immer geringere, die sekundäre Natur im Sinne der technisch-industriellen Gestaltungen eine immer vordringlichere Rolle. Wir sprachen von der in hohem Maße zukunfts offenen Erfindungszivilisation, die in der Umgestaltung der Wohn-, Produktions-, Verwaltungsordnungen durch fortwährende, man kann sagen, inständige Angebote von Lustquellen, Entspannung und Zerstreuung alle Modelle bisher gültiger Sozialisierung des Individuums verblasen läßt. In einer kurzen Formulierung: die Umgestaltung der Gesamtkultur durch die technisch-naturwissenschaftlichen Erfindungen und Einrichtungen hat die Gesellschaft als solche zur Anpassung an eine neuartige Umwelt gezwungen, eine neue Industriegesellschaft geschaffen; deshalb sprechen wir mit Recht von industrieller Revolution. Diese Gesellschaft der Gegenwart bringt in ihrem Traditionsgut Verhaltensschemata mit, die nicht mehr für faktisch zu bewältigende Aufgaben des alltäglichen Lebens genügen. Damit verlieren sie ihre überzeugende und verbindliche Kraft. Wir stehen also vor der Aufgabe, neue Gemeinformen und Ordnungen des Lebens zu finden, die den rasch fließenden Wandel der Verhältnisse zu überdauern, ihn ihrerseits in eine Kulturform zu bringen vermögen – Aufgaben, die uns gestellt sind, die wir aber bisher nicht gelöst haben.

Traditierte Leitmotive des sozialen Verhaltens sind aber in den kritischen Abschnitten des Lebens von besonderer Bedeutung. Die großen Entwicklungsschritte des Individuums in die Gesellschaft hinein sind zuerst die Phase der Primärsozialisierung, die von der Geburt bis etwa zum Ende des 5. Lebensjahres reicht, und dann die erste Reifungsphase der *Pubertätszeit*. In früheren Epochen fiel sie in der überwiegenden Zahl der Fälle mit der endgültigen Übernahme der Rolle in Beruf und Stand zusammen. Auch hier hat die Differenzierung der Gesellschaft unter den Bedingungen der Technisierung eine entscheidende Veränderung gebracht. Die Verlängerung der Schul- und Ausbildungszeit verschiebt den Eintritt in die eigentliche Berufarbeit immer weiter an das Ende des zweiten Jahrzehntes oder ins dritte hinein. Damit fällt die eigentliche körperliche Reifungskrise nicht mehr mit der der Einpassung in eine definitive Sozialrolle zusammen. Da beide Krisen aber in einem inneren Zusammenhang stehen, Aspekte der Gesamtreifung sind, wird mit einem verlängerten „Jugendlichsein“ eine Übergangsphase mehr oder weniger stürmischer Art zeitlich in die Länge gezogen.

*) „Jugend in der Technischen Welt“ NDH, Heft 37

Der Pubertierende ist ein sehr verschlossenes Wesen, von dem man eigentlich keine Ahnung hat, wenn man so üblicherweise mit ihm zusammenlebt. Das wissen viele Eltern, bestätigen die Lehrer. Wenn es gelingt, durch ein geduldiges, behutsames Verhalten an den inneren Erlebnissen, Phantasien, an geheimen Gewohnheiten der Jugendlichen teilzunehmen, dann enthüllt sich oft eine weniger chaotische als in ungeschlichteten und unschlichtbaren Widersprüchen aufgewühlte Seele. Sie erweist sich aber als eine, die aus ihrem äußeren Erscheinungsbild nur sehr unzureichend verstanden werden kann. Von dieser Eigenart – nicht vom Phänotypus der äußeren Erscheinungsform des Pubertierenden – soll in folgendem gesprochen werden.

Was wird von jeder neuen Generation an der geschlechtlichen Reifungsschwelle gefordert? Psychologisch betrachtet: die allmähliche Angleichung des Individuums an den oder die vorgefundenen Stile des Verhaltens und Wertens. Dabei ist festzuhalten, daß in Gruppen mit relativ langsamer Veränderung der Tradition dieser Angleichungsvorgang relativ früh, sogar schon vor der Pubertät, abgeschlossen ist; in Zeitläuften wie den unseren wird in vieler Beziehung ein *verlängertes* „Jugendlichsein“ gefordert, um neu auftauchende Verhaltensforderungen mit Traditionselementen verschmelzen und sich der Lage gewachsen zeigen zu können. Man kann unfreundlich von perpetuiertem Infantilismus sprechen, trifft damit auch etwas oft Beobachtbares. Positiv formuliert ist eine Bereitschaft zur permanenten Vorurteilsüberprüfung gemeint, die den gefestigten Überzeugungen, mit denen man zu anderen Zeiten beruhigt Mannesblüte und Alter durchschreiten konnte, oft arge Stöße versetzt.

In einer solchen, auf die seelischen Bedingungen des Verhaltens gerichteten Betrachtung muß man sich weiterhin darüber klar sein, daß die Angleichung, die Identifizierung mit den tradierten Verhaltensmodellen in wesentlichen Teilen *unbewußt* verläuft. Sie setzt in der allerfrühesten Lebenszeit des Menschen ein, in der er noch über kein abgegrenztes und entfaltetes Ich verfügt. Daraus folgt naturgemäß, daß das, was wir später bewußt als unser Ich ansprechen, von diesen urtümlichen Identifikationen entscheidend vorbereitet wurde.

Sodann wird man als eine sehr bedeutende Besonderheit den sogenannten „zweiseitigen Ansatz der menschlichen Sexualentwicklung“ im Auge behalten. Die psychosomatische Pubertätskrise schließt sich an eine Frühkrise der menschlichen Sexualentwicklung an; wie die erste durchlaufen wurde, setzt wiederum entscheidende, oft inkorrigible Voraussetzungen für die Überwindung der letzteren. Überwindung heißt aber, daß es im Sinne sozialer Reifung gelingt, elementare Triebregungen mit den sozial angebotenen Rollen in einer verlässlichen Einheit zu legieren. Daraus entsteht jene eigentümliche Kontinuität des Wesens, die wir als „Ich-Identität“ durch die gesamte Lebenszeit bezeichnen. In diesem Zusammenhang ist der Frage nachzugehen, was in der Pubertätszeit diesen Integrationsvorgang hemmt, im allgemeinen und unter zeitspezifischen Bedingungen.

Ein weiterer Gesichtspunkt: Die Pubertät zeigt, daß die Entwicklung zu einer umfassenden Ich-Identität nicht nur ein passiver Anpassungsvorgang ist,

sondern daß zum Wesen menschlicher Selbstfindung weiterhin gehört, eine eigentümliche Selbständigkeit, Unabhängigkeit vom konformistischen Druck der Gesellschaft zu erlangen. Das wird oft nur in Spuren, oft nur in Skurrilitäten erreicht, ist aber psychologisch der wichtigste Anstoß für soziale Veränderungen und in totalen Diktaturen, wie wir bereits in unserem letzten Aufsatz ausführten, deren permanente Gefahr. Für sie endet die menschliche Entwicklung bei der passiven Anpassung an das Sozialdiktat der Meinung und des Glaubens.

Vor allem ist aber die Frage wieder aufzugreifen, wie ein seit drei oder vier Generationen anhaltender, unablässiger Umbau der materiellen und gesellschaftlichen Lebensbedingungen sich auf die Selbstfindung als Voraussetzung sozialen Zusammenhaltes auswirkt.

Um sogleich diesen letzten Gedanken fortzuführen, sei kurz eine soziologische Auffassung diskutiert. Es ist in letzter Zeit öfter die Meinung zu hören gewesen, daß der Mensch ja längst nicht mehr aus den althergebrachten Ordnungen herausgefallen und ohne Anschluß sei, „nachdem schon lange wohl eingespielte neue Ordnungen der modernen industriellen Arbeitswelt aufgetreten sind.“¹⁾ Oder: „Die alten Vorstellungen von der Einsamkeit und Verlorenheit des Großstädtlers sind von ihm längst umgewandelt worden in einen von ihm bejahten Tatbestand, nämlich die unverbindliche Isoliertheit seines privaten Lebensraumes.“²⁾ Nicht, daß ich die Tatsache der hier angedeuteten Anpassungsvorgänge im geringsten bestreiten möchte – es fragt sich nur, welchen Preis man dafür zahlt. Und hier wird der psychologische Beobachter zu dem Ergebnis kommen, daß die Umgewöhnung in neue „sozietaire Verhältnisse“³⁾ für die tieferen, das Persönlichkeitsgleichgewicht bestimmenden seelischen Abläufe erhebliche Zeiträume beansprucht. Man kann sich zwar rasch an neue Forderungen der Umwelt anpassen. Das leistet die Selbsterhaltungstendenz. Die unbemerkt, wie selbstverständlich sich vollziehenden Einpassungen hinken aber nach. Denn hier handelt es sich um nicht weniger als die Aussöhnung elementarer Ansprüche des Individuums mit den Verzicht, die ihm das soziale Dasein diktiert. Die Einwilligung hierzu erfolgt nicht leicht und nicht schnell.

Hier zeigt sich der Unterschied zweier Grundkräfte am Werk, die den gesellschaftlichen Zusammenhalt garantieren: die rationale Planung ist zeitintensiv,

¹⁾ René König: Masse und Vermassung. Gewerkschaftliche Monatshefte, August 1956.

²⁾ H. Schelsky: Ist der Großstädter wirklich einsam? Offene Welt 1956, Heft 44. Vgl. hierzu auch die interessante Feststellung des EMNID-Instituts, daß „Kleinst- und Klein-, aber auch Mittelbetriebe sich bei den Jugendlichen einer größeren Wertschätzung erfreuen als die Großbetriebe . . . Dem Streben nach menschlichen Beziehungen im Betrieb liegt allerdings nicht immer ein positives Gesellungsbedürfnis des Jugendlichen zugrunde, sondern zum Teil wird es auch durch eine untergründige Angst vor der Einsamkeit hervorgerufen.“ (Trübner, Eser, Flockenhaus: Wie stark sind die Halbstarken? Bielefeld 1956, S. 15.)

³⁾ R. König: Die Begriffe Gemeinschaft und Gesellschaft bei Ferdinand Tönnies. Köln. Z. f. Soziolog. u. Sozialpol. 7, 1955, S. 390. Dort schlägt König vor, statt mit Tönnies von „Gemeinschaft“ im allgemeinen Sinne von „sozietairen Verhältnissen“ zu sprechen.

sie schreitet rasch voran, das ritualisierte Einleben, das eben der Garant der Aussöhnung und der Garant eines stabilen Zusammenhaltes einer Gesellschaft ist, dagegen sehr zeitextensiv, vollzieht sich langsam. Die ritualisierten Übereinkünfte einer Gesellschaft machen erst im Erleben ihrer Mitglieder das Leben lebenswert. Die Herausbildung dieser ungeschriebenen Gesetze erfolgt aber auf einer anderen Ebene als der des planenden Bewußtseins, nämlich in Vorgängen, die im Unbewußten wurzeln. Der Rückblick auf die Geschichte zeigt sie wesentlich beständiger – wenn sie sich einmal gebildet haben –, als der größte Teil der kodifizierten Ordnungen es gewesen ist.

In einer vom Modus der Veränderung im ganzen ergriffenen Zivilisationswelt, einer Welt, die durch „Erfindungen“ in Gang gehalten wird, ergibt sich eine kaum ordenbare „Überschichtung von Anpassungsforderungen“⁴⁾. Kaum ordenbar vor allem für das Individuum selbst, dem dabei als Selbstverständlichkeit vorausgesetzte Lebensformen verlorengehen und neue „Freiheiten“ offenstehen, die zu handhaben es noch keineswegs imstande ist. Das trifft gerade dort zu, wo diese Anstrengungen, mit der neuen Realität fertig zu werden, und das Scheitern in dieser Hinsicht in Wesensveränderungen bestehen, die am äußeren Verhalten gar nicht so einfach zu bemerken und begrifflich schwer zu fixieren sind. Also vorerst in Imponderabilien, welche in den Meßverfahren des „Lebensindex“, des sozialen Standards, in Begriffen wie „arbeitsfähig“, „einsatzfähig“ nicht zu testen sind und deshalb nur zu leicht in „Repräsentativerhebungen“ verlorengehen.

Der Pubertierende wächst generell in neue Gemeinschaften, mit Tönnies zu sprechen, in neue „Typen des realen Zusammenlebens“ hinein und verläßt zunehmend ältere, ihm bisher gewohnte. Zugleich meldet ihm gegenüber die Gesellschaft ihre Ansprüche auf eigenständige Fristung seiner Existenz und Anerkennung ihrer Institutionen an, er seinerseits entwickelt Verständnis, Interesse – wie Protest gegen diese Forderungen. Diese Doppelläufigkeit von Bejahung und Ablehnung gilt es festzuhalten, wenn man überhaupt einen Blick in die Lebenswirklichkeit des Jugendlichen tun will. Die Dynamik, welche die Kulturanthropologie heute zu erforschen versucht, besteht aber nicht zuletzt darin, daß keine Bejahung ohne zugleich mitvollzogene Verneinung im menschlichen Wesen denkbar ist. Zu jedem irgendwie bedeutungsvollen Akt menschlichen Verhaltens gehört die Schlichtung der Ambivalenz. Die Krisenpunkte seiner Entwicklung vom Säuglingsalter über die Kleinkindzeit und das Spiel- und Schulalter bis in die Flegeljahre und die psychosomatische Krise der Pubertät machen diesen Sachverhalt überdeutlich. Der Konflikt zwischen den bejahenden und den verneinenden Einstellungen ist es, der den Menschen im Pubertätsalter so tief aufwühlt. Wobei nicht zu vernachlässigen ist, daß diese Ambivalenz sich vornehmlich gegen ihn selbst richtet; er findet sich bedeutend, ansprechend, vielversprechend, oder wertlos, häßlich und auf ewig verworfen, je nachdem, ob er sich an dem Idealbild seiner selbst oder an den allgemeinen Wertmaßstäben, die sich ihm aufdrängen,

⁴⁾ A. Mitscherlich: Aggression und Anpassung. Psyche X, 1956.

an erfolgreicheren Mitmenschen mißt. Der innere Rollenwechsel vollzieht sich, sehr charakteristisch für diese Epoche, in jäher Folge. Dazu kommt noch, daß der Jugendliche ein besonders unabgestumpftes Auge für die Unaufrichtigkeiten in der Erwachsenenwelt besitzt. All die kläglichen Doppelrollen und Doppelmoralen stoßen ihn ab, die darauf verweisen, wie zugrunde liegende ambivalente Haltungen nicht entschieden, sondern in Zwiespältigkeit belassen wurden. Er findet sie bei den Eltern und wieder bei den neueren Vorbildfiguren der Lehrer, Lehrmeister, wie in den allgemein mitvollzogenen und stumm tolerierten Fatalitäten des öffentlichen Lebens. Dies alles macht ihm die Werthaltungen überhaupt fraglich, drängt ihn in seine alte Phantasiewelt zurück, erschüttert seinen Gehorsam, macht ihn andererseits kritisch übersichtig – kann aber nicht verhindern, daß er tief, eben unbewußt viel nachhaltiger als bewußt, an diese seine Sozialwelt gebunden bleibt. Er möchte alles über Bord werfen, aber er kann es nicht, schon weil es nirgendwo einen realen Lebensraum gibt, der unbesiedelt von der Last dieser Ambivalenz menschlicher Einstellungen und ihrer Folgen wäre. Die Ausbruchsversuche der Pubertierenden ins ganz Fremde endeten im vorigen Jahrhundert an der „western frontier“ und enden heute in der Fremdenlegion, oft aber auch in den Deportationslagern des Ostens oder vor dem Richter. Das heißt, sie scheitern, wie alle utopischen Hoffnungen scheitern müssen.

Wiederum muß man sogleich einem Mißverständnis vorbeugen, das in der Annahme bestehen könnte, diese Protesthaltungen hätten einen klaren, bewußt reflektierten Hintergrund. Das haben sie in solchen Fällen gerade nicht. Sie vollziehen sich als echte Impulshandlungen mit einer phantastischen Wirklichkeitsverkennung. Je mehr sich vielmehr ein starkes Ich in den Vorpubertätsphasen bilden konnte, desto deutlicher wird dem Jugendlichen die soziale Realität in ihrer Vielschichtigkeit und desto mehr wird er ein noch stärker *innerlich* Leidender, als sein äußerer Protest erraten läßt. Kein lebensvoller junger Mensch verwindet die unheile Gesellschaft mit ihren Substrukturen, den defekten (sich fortwährend unter makabren Ausflüchten versteckenden) engeren Formen „des realen Zusammenlebens“ ohne das Gefühl, dies alles zertrümmern und besser wiederaufbauen zu müssen. Über kürzer oder länger besiegt ihn die Übermacht. Wie er aber diese hellsichtige Protestphase seines Lebens integriert, wird bestimmend für dessen ganzen weiteren Duktus.

In diesem Augenblick ist es gut, sich kurz einige biologische Reifungsvorgänge während der Pubertät klarzumachen und dabei die Zivilisationsumstände im Auge zu behalten, unter denen heute der Mensch diese Reifung zu bewältigen hat.

Der Begriff Pubertät ist zuerst einmal von biologischen Reifungsmerkmalen abgeleitet, speziell erfaßt das Wort das Erscheinen der sekundären Geschlechtsmerkmale. Insofern ist der Sachverhalt klar. Er umreißt eine Periode, in der das Wachstum der Körperform im allgemeinen in seine letzte Phase eintritt. Das Hauptgewicht liegt aber bei der biologischen Reifung der generativen Geschlechtsfunktionen, die sich beim Knaben in einem Wachsen der Geni-

talien, beim Mädchen mit dem einsetzenden Menstruationszyklus für das Selbsterleben nachdrücklich kundgibt. Beim Mann liegt der Höhepunkt der sexuellen, also einer *biologischen* Leistungsfähigkeit, in den unmittelbar der Pubertät folgenden Jahren. Wenn man dieser Tatsache die andere entgegenhält, daß kulturell die „Bändigung“ der Sexualität in der Reifungsphase und dem folgenden halben oder ganzen Jahrzehnt gefordert wird, bis das Individuum sozial reif geworden ist, d. h. vor allem ökonomische Selbständigkeit erlangt hat, so ergibt sich daraus eine Konfliktlage, die immerhin zu ihrer Bewältigung bereits beim Einsetzen der Pubertät einiges an Widerstandskraft, an sozialem Bewußtsein, sozialer Gesinnung und Gesittung, mit einem Worte Freuds an „Kultureignung“, „Kulturgehorsam“ voraussetzt. Es wird erwartet, daß der Jugendliche nunmehr neuen Rollenschemata, Verhaltensmustern sich anpaßt, die ihm die Kultur für die Krisenzeit und darüber hinaus für sein weiteres Leben vorschreibt. Dieser ganze Vorgang – der Wachstumsschub, die Erfahrung bisher unbekannter Leibreize, das Überschreiten bisher vertrauter Erfahrungsbereiche, eine neue Du-Wahrnehmung, die Anforderungen, sich für ein Leistungs- und Berufsziel zu entscheiden und in den Techniken, die das Erreichen dieses Zieles notwendig macht, lernend einzüben, das alles ist so vielfältig und anspruchsvoll, daß eine gewisse Nachsicht von seiten der erwachsenen Mitglieder der Kulturgruppe erforderlich ist, wenn der Jugendliche nicht alles sofort erfolgreich bewältigt. Erik Erikson spricht von einem „psycho-sozialen Moratorium“, das dem Jugendlichen eingeräumt wird, einer stillschweigenden Toleranz gegen Versagen und Ungebärdigkeit. Freilich sollte das alles ritualisiert sein, um dem Jugendlichen nicht eine Freiheit einzuräumen, die der Verlassenheit gleichkommt und seine ohnehin in der Krise verstärkte unbewußte Angst nochmals steigert. Hans Zulliger⁵⁾ faßt die innere Verfassung des Pubertierenden folgendermaßen zusammen: In der Vorpubertät entdeckt der Knabe, „daß die bisherigen infantilen Maßstäbe ... unzureichend sind, weil sie einfach übernommen worden waren, von den Eltern, Lehrern usw.“; er fühlt sich „vor die Forderung gestellt, sich ein neues selbständiges Weltbild zu formen ... Er steht gleichsam vor dem Nichts, und ihn friert in solcher Isolierung. Es kommt nun noch hinzu, daß er in seinem Inneren von bislang ungekannten Kräften bedrängt wird ... vor allem und unter anderem von grobsinnlichen Kräften, die nach Abfuhr drängen und gegen die sich das Gewissen wendet. Oft wecken sie in ihm zunächst eine wahrhaft grauenvolle Angst und verstärken die Isolierung.“ Um die Konfliktlage des Jugendlichen unter den gegenwärtigen Kulturverhältnissen einigermaßen deutlich darzustellen, muß man aber ein weiteres, oft beschriebenes Faktum in Betracht ziehen: die Tatsache, daß die körperliche Reifung heute die Tendenz zeigt, früher einzutreten (Akzeleration), die seelische dagegen Verzögerungen erkennen läßt (Retardation)⁶⁾. Die Akzele-

⁵⁾ H. Zulliger, in einem freundlicherweise zur Einsicht überlassenen Vorlesungsmanuskript über „Die Pubertät bei Knaben und Mädchen“.

⁶⁾ H. Kretschmer: Die konstitutionellen Varianten des Reifungsgrades und Reifungstempus. Acta Psychotherapeutica 4, Basel 1956.

ration erfaßt nicht nur das Phänomen des früheren Beginnes bestimmter Reifungsphasen, wie etwa des beschleunigten und absolut zunehmenden Längenwachstums und des „versteckten Wachstums“, sondern auch das zeitlich frühere Eintreten der sexuellen Reifung in beiden Geschlechtern.

Wir haben es also mit Konstitutionsvarianten zu tun. Aber das ist nur die eine Seite der Problematik. Die andere liegt in den Fragen: Wieweit produziert der gegenwärtige Status des sozialen Lebens Entwicklungsdiskrepanzen; und: welche Hilfen bietet die Gesellschaft für das Bestehen der Krisen, die sich aus der Ungleichmäßigkeit des Reifungstempos ergeben? Da es sich bei diesen Ungleichförmigkeiten des leib-seelischen Reifens um ein überraschend neues Phänomen handelt, wird man für seine Bewältigung nicht auf tradiertes Erfahrungswissen hoffen dürfen.

Es sind im Hinblick auf unsere zivilisatorischen Verhältnisse schematisch folgende zwei störende Wechselwirkungen denkbar:

1. Die Verhaltensmuster einer Gesellschaft stimmen nicht mehr mit den faktischen (neu entstandenen und zu bewältigenden) Lebensverhältnissen überein. Diese Widersprüchlichkeit erzeugt bei den *Erwachsenen* Unsicherheit, affektive Unausgeglichenheit und wirkt damit auf die in der physiologischen Entwicklungskrise der Pubertät bestehende Labilität zurück. Die Ambivalenz des Jugendlichen wird verstärkt; je unsicherer die Erwachsenen seiner Umwelt sind, wird der junge Mensch einerseits anlehnsbedürftiger, bleibt unselbständig, weicht er vor den neuen Forderungen in kindliche Ansprüche zurück. Oder aber er reagiert in einer Flucht nach vorn brutal, zynisch, fühllos gegenüber den Kulturangeboten, also den Vorschlägen, seinen „*élan vital*“, seine Triebenergie, in soziale Ausdrucksformen umzusetzen. Er mißtraut diesen Empfehlungen, die er von denen, die sie ihm nahebringen, selbst nicht befolgt sieht.

Verharrt er so in der Suche nach primärer Triebentspannung – in jenem dumpf träumerischen, selbstbezogenen Zustand, der an jedem Pubertierenden wahrzunehmen ist –, so gewinnt er keine neue Ichstärkung. Die direkte, brutale Triebbefriedigung ist ein ichfremdes, anonym arthaftes, ein *vor-soziales* Geschehen. So ist es nicht verwunderlich, daß jene Jugendlichen, die auf der Entwicklungsstrecke von früher Kindheit bis zur Pubertät hin unzureichend angeleitet wurden, Triebspannungen zu ertragen und sie in kontrolliertere Leistungen umzusetzen, in dem Augenblick, in dem eine neue Verstärkung ihrer Triebimpulse eintritt, versagen müssen. Entweder erleben sie einen Sturz in die Geschlechtlichkeit, in der ihr schwaches Ich einer blinden Suche nach Triebbefriedigung ausgeliefert ist. Oder die mangelnde Technik der Triebbeherrschung zwingt sie dazu, mit einem so großen inneren Aufwand bloße Triebunterdrückung vorzunehmen, daß ihnen wenig Kräfte für die Neuorientierung in der Welt, für Interesse an ihr frei bleibt. Die Extreme sind der verwahrloste und der neurotisch gelähmte Jugendliche. Aber es ist wichtig zu wissen, daß jeder normale an diesen Zügen teilhat.

Findet der Jugendliche kein Verständnis, keine Hilfe in diesem für die Mitwelt

schwer erträglichen Zustand, dann bahnt sich das gehemmte Ausdrucksbedürfnis in den verschiedensten krankhaften Zuständen (Verstimmung, Zwangsonanie, Phobien, Arbeitshemmung usw.) wie in asozialen Symbolhandlungen (symbolischen Diebstählen, Streunen, Promiskuität) seinen Weg. Die Erkenntnis, daß es sich hierbei nicht um vorwiegend anlagebedingte, angeborene Charakterfehlformen (Psychopathien) handelt, sondern um Antworten auf mitmenschlich erlebte Enttäuschungen, führt dann zur zweiten möglichen Korrelation:

2. Eine zweite störende Wechselbeziehung entsteht, wenn auch die spezifischen Verhaltensmuster für die veränderte Form der Pubertät fehlen. Fehlausgänge müssen die Folge sein, wo weder die Institutionen der Gesellschaft noch die Lebenshilfe, die von der Intimgruppe, besonders der Familie, geleistet werden könnte, ausreichen. Hier ist insbesondere an den Struktur- und Funktionswandel der Familie unter den neuen Produktions- und Lebensverhältnissen der industriellen Gesellschaft zu erinnern.

Fassen wir nochmals zusammen: Die Pubertät bringt den noch nicht voll sozial gereiften Menschen in die Schwierigkeit, neue leibliche Fähigkeiten auf die Ansprüche seiner Mitmenschen hin beherrschen und formen zu müssen, um auf diesem Weg zu einem erweiterten Verständnis seiner selbst zu kommen. Die traditionellen Rollen, die ihm nun angeboten werden, suchen seinen neuen Triebüberschuß einzufangen. Aber: die Tradition besteht – und zwar sozusagen „automatisch“ – nicht allein in der Vermittlung der erwünschten Rollenangleichung, der Übernahme der Werthaltungen, sondern ebenso in der Aneignung der für die jeweilige Gruppe spezifischen *Selbsttäuschungen*, also ihrer *Vorurteile*, unter deren Schutz egoistischen Befriedigungen ohne soziale Rücksicht die Bahn frei gemacht wird. Da man sich die „Kultivierung“ des Menschen, also die „Umbildung der egoistischen Triebe“⁷⁾, allgemein nicht zu tiefgreifend vorstellen sollte, ergibt sich also dieser doppelte Traditionsaspekt, nämlich daß nicht nur Werthaltungen, sondern *faktisches Verhalten* verbindlich werden müssen, wo sich die Neuankömmlinge in ihre mitmenschliche Umwelt einzufügen lernen. Dieser Anpassungsvorgang vollzieht sich, um es zu wiederholen, zum allergrößten Teil unbewußt. Zu ihm gehört die Verdrängung vieler primärer Lusterfahrung. Psychologisch kann man ein Gruppen- oder größeres Kulturmilieu geradezu daran bemessen, wie haltbar in ihm Verdrängungen vollzogen werden können – ohne daß sie krank machen. Die Verdrängung selbst ist ein aus unbewußter seelischer Kraft gesteuerter Vorgang. Sein Gelingen hängt vom Gleichgewicht zwischen den seelischen Impulszentren ab. Hier kann es sich immer nur, um einen Begriff der Biologie anzuwenden, um „Fließgleichgewichte“ (L. v. Bertalanffy) handeln. Freud zeigte, alle Verdrängungen geschehen „in der frühen Kindheit; es sind primitive Abwehrmaßregeln des schwachen Ichs“. Sie hängen „voll und ganz vom relativen Kräfteverhältnis“ ab und können „einer Steigerung der Triebstärke nicht

⁷⁾ S. Freud: Ges. Werke X, 332ff.

standhalten.“⁸⁾ Dies ist aber in der Pubertät der Fall. Wie sie durchlaufen wird, hängt demnach einerseits von der „Kultureignung“ ab, die sich der junge Mensch bis dahin erworben hat, andererseits aber davon, in welche neuen Interessenzonen die intensive Vitalsteigerung übergeführt werden kann. Es werden „Nachverdrängungen“ sowohl aggressiver wie sexueller Tendenzen notwendig – aber ebenso ein gereifteres Ertragen der Triebspannung, eine Stärkung des Ichs mit seinen Energien gegenüber dem primitiven Spiel von Reiz und unmittelbar folgender Befriedigungstendenz.

Man hat sich die inneren Vorgänge, die zur Pubertätskrise hinführen, früher sicher viel zu einfach vorgestellt, vor allem hatte man die Bedeutung der kindlichen Sexualität und der Primärsozialisierung für alle späteren Entwicklungsabschnitte noch nicht erkannt. Vergegenwärtigt man sich aber die komplizierte Vorgeschichte der Pubertätsreife, dann wird man nicht allzu schnell aus dem Bild der Krisenzeit selbst Schlüsse auf den Fortgang dieses jeweiligen Menschenlebens ziehen. Die Form der Krisenbewältigung ist der Versuch, gestörtes inneres Gleichgewicht neu zu stabilisieren; das kann sehr verschieden aussehen und sehr verschieden weitergehen. Siegfried Bernfeld, ein sehr guter Kenner dieses Alters, schrieb dazu: „Der eine Typus kann die beginnende Erwachsenenheit bewußt annehmen und sich danach richten, der andere fühlt sich in Besorgnisse, Ängste, Bedrückungen versetzt . . . In jedem Fall wird er durch Angstabwehr zur Angstbewältigung zu kommen versuchen . . . Da aber die Bewältigungsweisen der Angst, die Abwehrformen, die zur Verfügung stehen, sehr zahlreich sind, entsteht jene unerschöpfliche Fülle von Verlaufsformen, welche die Verzweiflung des Wissenschaftlers bildet, der eine einheitliche Formel für die Pubertät sucht.“⁹⁾ Ein geordnetes, „stilles“ Durchlaufen der Pubertät kann einem angemessen gereiften Ich entsprechen oder das Ergebnis einer durchaus als krankhaft zu wertenden Struktur sein, etwa in dem Sinne, daß einschüchternde Vorerfahrungen zu intensiven „Nachverdrängungen“ führen, also zu einer infantilen Technik der Angstbewältigung. Das gleiche gilt für die lärmende, störende Lebensweise anderer Pubertierender; sie kann ebensogut „harmlos“ sein und unter Amnestie gehören, wie sie das nun deutlichere Entgleisen in neurotische Mechanismen oder korrespondierende Verwehrlosungsformen kundtun kann.¹⁰⁾ Vor allem wenn ein vom Kollektiv sanktionierter, ritualisierter Übergang mit seinen Schmerz- und Mutproben fehlt, auch die bündlerischen Bedürfnisse der männlichen Jugendlichen, die ihrem neuerwachten „esprit combattif“ (Piaget) entsprechen, kein Spielfeld finden, dann droht aus der Notwendigkeit in *diesem* Alter, Angst durch Aggression überwinden zu wollen, jene Verrohung zu werden, die an

⁸⁾ S. Freud: Ges. Werke XVI, S. 71.

⁹⁾ S. Bernfeld: Die einfache Pubertät. Z. f. psychoanal. Pädagogik IX, 1935, S. 360.

¹⁰⁾ S. Bernfeld, l. c., hat dabei sehr treffend darauf aufmerksam gemacht, daß „eine sehr weitgehende sexuelle Verwehrlosung neben einer Neurose bestehen kann, wobei sehr häufig die Verwehrlosung auf das sexuelle Gebiet beschränkt bleibt“. (S. 369). „Die einfache Pubertät steht der Verwehrlosung nahe.“

vielen sozialen Orten unserer Zivilisation festzustellen sicher keine zimmerliche Übertreibung ist.¹¹⁾

Bedenkt man nun, daß Reizüberflutung und die allgemein zu beobachtende Tendenz, unlustvollen Zuständen durch rasch erreichbare Ersatzbefriedigungen auszuweichen, zum Lebensstil der Epoche gehören, so sind damit zwei Merkmale genannt, in denen dem jungen Menschen in der Pubertätskrise erhöhte Beunruhigung, kaum echte Sicherheit vermittelt werden. Für die meisten von ihnen gibt es keinen Traditionsschutz mehr. Das Gelingen oder Mißlingen am Ausgang dieser Krisenzeit ist in hohem Maße von der Initiative der jungen Generation selbst abhängig. Zum Teil erwerben die jungen Menschen auf längeren Umwegen jene selbstverantwortlichere Lebensform, die ihnen die früheren sozialen Hilfen auch vermitteln wollten. Zum Teil erreicht sie dies alles nie und erreichen sie nur jene oberflächliche Kulturanpassung, die Freud sehr treffend „Kulturheuchelei“ genannt hat. Sie ist dadurch gekennzeichnet, daß solche Menschen bei den verschiedensten Verführungs- und Versagungssituationen rasch „aus der Rolle fallen“. Man kann sicher sein, daß der Sozialisierungsvorgang früher bei einer großen Zahl von Menschen ebenfalls nicht viel tiefer reichte. Nur waren sie bei weitem nicht in ein so unüberschaubares, überraschungsreiches soziales Feld gestellt. Die Stabilität ihrer sozialen Welt provozierte nicht so ununterbrochen den „Verlust des Gesichtes“. Man muß auch dies betonen, um den heute Lebenden und um Reife Ringenden, und auch denen, die sich dabei verfehlen, die Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, auf die sie vor ihren Vorfahren Anspruch haben.

Der junge Mensch, der aus der heimischen Welt – und nur zu oft ist es eine angeschlagene Welt – in die größere hinausdrängt, bringt die tiefe Sehnsucht nach einer „besseren“ Ordnung mit als die, die ihn umgab. Darin immer wieder enttäuscht, erlebt er ein Gefühl tieferer Sinnlosigkeit seines und des Lebens überhaupt. Daß ein solches Erlebnis nicht den Sensitiven, Überempfindlichen, wie zu allen Zeiten, vorbehalten ist, sondern das Gemeinerlebnis der Jugend unserer Zeit ist, das sie je nach sozialem Ort beantwortet, scheint mir den Auflösungsgrad der Traditionsbindungen und die Schwäche neuer, gemeinverbindlicher Identifizierungen anzuzeigen. Wer die Reaktionsformen auf diese Erfahrung der Schutzlosigkeit naiv an jenem tradierten Wertkodex bemißt, den diese Jugend für sich als unhaltbar erkannt hat, ist ein schlechter Diagnostiker. Wenn dieser Jugend keine allgemeinverbindliche Tradition geboten werden kann, dann schließt dies keineswegs ein, daß ihr überhaupt keine Vorbildlichkeit erreichbar sein könnte. Diese wird freilich nur angenommen, wo die Jugendlichen je spüren, daß die Erwachsenen genau an den Unsicherheiten, Ungeborgenheiten sich erprobt haben, die sie, die jungen Menschen, unablässig bedrängen. Der Verlust eines traditionellen Sinnes ist das Merkmal, das durch die Generationen dieses Geschichtsaugenblickes konstant bleibt. In der Aufgabe eines einigermaßen angstfreien Durch-

¹¹⁾ Eine der eindrucksvollsten Schilderungen aus Zerfallszonen der Tradition stellt Nelson Algrens „Nacht ohne Morgen“ dar, Hamburg 1956 (Rowohlt Verlag).

denkens und Zusammenschens aller Anzeichen der Veränderung aller unserer Weltvorstellungen und in der unbefangenen Anschauung der neuen Wirklichkeit, die vor uns ununterbrochen entsteht, liegt die große Klammer, die auch diese Geschlechterfolge zusammenhält. Wer solche Not und Armut gemeinsam mit den Chancen annimmt, um an ihnen sich zu erproben, kann sicher sein, daß die Jugend ihn respektiert und an ihm ihr Wesen bildet.

Damit sind aber einige Voraussetzungen erfüllt, aus ewiger Pubertät, aus dauernder Selbstbefangenheit, aus Tagträumen ohne Realitätsbezug befreit zu werden. Der Schatten der unbewältigten Innenerfahrung wird sich dann, wie zu allen Zeiten, um ein wohltuendes Maß lichten können.

HANS DIETER GOPPELT / KLEINE EINFÄLLE

Wenn zwei Schelme einander Schelmen heißen, mag man ihnen getrost glauben; sie aber sind des nicht zufrieden, sondern wollen dazu noch ein jeglicher für keinen Schelmen gehalten werden.

Geschichte: Darstellung der Vergangenheit mit den Augen der Überlebenden.

Credo, quia absurdum est. Recht so, zu was die Kraft des Glaubens an das Wahrscheinliche verschwenden.

Gefahr der großen Leidenschaften? Die kleinen Trägheiten sind teuflischer als sie alle.

Die Franzosen bezeichnen die pediculi pubis als papillons d'amour. Kann man den Euphemismus weiter treiben?

Zum Mathematiker muß man geboren sein. Zweifellos. Aber zu welcher Begabung und zu welchem Beruf müßte man eigentlich nicht geboren sein? Das Geboren-Werden ist doch schließlich die Voraussetzung für jegliche Tätigkeit.

Der Abbé Galiani hat gemeint, daß in der Demokratie Regierende und Regierte dieselben Personen seien, so daß auch das Vertrauen unbegrenzt wäre; wir heute vermissen die Einheit von Regierten und Regierenden sehr, und jenes unbegrenzte Vertrauen haben wir in keiner Weise.

Man kann nicht nur mit wenigen Worten viel und mit vielen Worten wenig sagen, man kann sogar mit sehr vielen Worten gar nichts sagen.

Um die Frage, ob abstrakte Malerei Kunst sei oder nicht, wird noch immer heftig gestritten. Ob allerdings die Tatsache ihrer Verwendbarkeit für die Reklame, die ein Argument ihrer Befürworter ist, sie zur Kunst erhebt, sei mehr als dahingestellt.

Wie sagte der alte Gog: Do, was mr ka, descht koi Koscht. Bal oinr abr ebbes duad, mo nr net ka, descht a Koscht.

In diesem Sinne freilich wird viel zur Kunst, heute mehr denn je.

Die Sprache vermag Gefühle auszudrücken, die der Sprechende gar nicht zu haben braucht.

Mit den guten Vorsätzen ist es wie mit neuen Stiefeln, erst drücken sie, dann geht es vorzüglich, dann bekommen sie Löcher, werden geflickt; und wenn sich das mehrmals wiederholt hat, wirft man sie weg. Es besteht nur *ein* Unterschied: Stiefel halten länger als gute Vorsätze.

Das spricht für die Schuhmacher.

Zuweilen ist die Vergänglichkeit des irdischen Daseins eine gar tröstliche Betrachtung.

Daß die schönen Mädchen gern in den Spiegel sehen, kann ich begreifen; warum aber tun es alle?

Die Gedankenfreiheit endet am Tintenfaß; bis hierher und nicht weiter.

Manchmal empfindet man wie der Athener Timon und möchte jedem, der sich hängen will, das Geld für den Strick leihen.

Es gibt Augenblicke, wo man mit Gott, der Welt und sich selber zufrieden ist. Leider sind sie kurz, leider sind sie selten.

Manche Städte verlangen einen bestimmten Weg der Annäherung, sie lassen sich nur dann in ihrem Wesen aufschließen, wenn die Anfahrt bereits Vorbereitung ist. So stellt sich Marrakesch, kommt man über die öde Tischplatte des Bled Rehamma von Casablanca her, undurchdringlich dem Begriff entgegen, man hört im entzückten Sehen ein Märchen aus Tausendundeiner Nacht, aber es wird einem nichts in die Hand gegeben, die Überraschung ins Ganze des Weltverständnisses einzubauen. Sobald man dagegen vom Süden heranzieht, schmiegt man sich der geschichtlichen Seinstendenz der Stadt an, Marrakesch wurde vom Süden her gegen den Norden entworfen, vom Süden her in den Norden geworfen. Marrakesch ist die geheime, aber wirkungsmächtige, die Herzen anziehende und festhaltende Kapitale der westlichen Sahara. In den Oasen, auf den Pisten, an den Brunnen träumt man vom Platz Dschemaa-el-Fna, der Mauretanier blickt auf Marrakesch wie der Franzose auf Paris, er hält sein Leben für verfehlt, wenn es ihn nicht einmal und für längere Zeit in die Rote Stadt und durch das Tor Agenau führt. Marrakesch wurde von Sahariern gegründet, doch diese Saharier waren zugleich bis zum Niger hin und über ihn hinaus Herren des Sudan. Marrakesch ist also auch Hauptstadt dieser tropischen Steppen- und Savannenwelt, aber noch stärker als Wüste und Sudan drückt sich, durch die Almohaden vermittelt, der Geist der nächsten südlichen Großlandschaft, des Hohen Atlas, in Volkstum und Architektur ab - Marrakesch schaut nach Norden, nach dem rivalisierenden Fes, den fruchtbaren Ebenen des inneren Marokko, es unterwirft sich den Norden, aber mit Kräften, die ihm aus dem Süden, aus den verschiedenen Formen seines Südens, zuströmen. Wir verlassen den Atlas und gehen über braunen, vom Regen verratenen Bled, aber dann wird er grün, wir sind im bewässerten Land angekommen. Palmenmassen, in denen das einstöckige Marrakesch sich versteckt, hier und dort ein Stück Mauer, aber siehe da, es schweben zwei Türme heran, die Kutubia und das Kasbah-Minarett, und schon fahren wir ins Gewimmel des Platzes Dschemaa-el-Fna ein. Keine Lage einer Stadt könnte gleichgültiger sein, der Ort ist durch nichts ausgezeichnet, kein Zusammenfluß, keine Furt, kein Zentrum eines Beckens, kein Kreuzungspunkt alter Naturstraßen. Das südmarokkanische Straßensystem ist nachträglich auf Marrakesch hin konstruiert, keine Nähe von Bodenschätzen oder besonders fruchtbaren Gefilden. Die situationsunbekümmerte Willkür der Saharier, für die ein Punkt gleich dem andern ist, bestimmte einen abstrakten Ort, und dennoch entstand so die schönste Stadt mindestens Nordafrikas, schön ebenso an ihr selbst wie durch ihren Platz - wunderbar schließt sich das Weiß der Schneeferner, das Grün der Palmenoase und das mannigfach, bis zum Rosa hin, getönte Rot der Bauten zusammen. In einer Hinsicht ist Marrakesch kein Zufall, in der Distanz vom Atlas, der weder übermächtig drückt, noch auch in einem ungegenwärtigen Abstand verschwindet. Der Schnee ist immer da, selbst wenn die reliefartig schwellenden Vorberge sich in Dunst auflösen, schwebt über ihnen, sich gerade noch in die Sichtbarkeit hebend, das köstliche Weiß.

Wir sind täglich unterwegs, uns Marrakesch vor dem Schnee auf eine neue Weise zurechtzustellen, am schönsten geht der Blick durch die große Avenue der Franzosenstadt, die nach dem Felsen ihres Grundes Geliz heißt – Geliz wird auch der Berg genannt, der sie oberhalb eines ausgedehnten Kasernenquartiers abschließt. Die Allee geleitet den Blick zur Kutubia, diese spaltet ihn, läßt ihn um sich herumfließen, er saugt ihre Vollkommenheit ein und wird von ihr zum Atlas hinaufgeschickt.

Das französische Quartier ist also auf die Kutubia orientiert, diese Ausrichtung macht Alt- und Neu-Marrakesch zu einem einheitlichen Wesen und hebt die Stadt weit über Fes, Meknes, Rabat, wo Mittelalter und Neuzeit beziehungslos nebeneinandergestellt wurden. Die Achse und Schlagader war früher nach dem Eroberer von Marrakesch, dem Obersten Mangin, und dem Organisator des modernen Marokko, dem Marschall Lyautey, benannt. Heute trägt der gesamte Trakt den Namen Mohammeds V. Marokko steht, wie es sich für eine Revolution gehört, auch in der Revolution der Straßennamen, man wird noch lange umtaufen müssen, da die Franzosen sich mit Straßennamen tief eingenistet haben. Ich lese von Protesten des französischen Botschafters, ihrer ungeachtet fahren die Marokkaner fort, nicht nur Zeichen des französischen Sieges über sie, sondern auch Zeugnisse der französischen Gloire überhaupt verschwinden zu lassen; sie sind mit Recht der Meinung, daß Marne, Strasbourg, Verdun sie nichts angehen.

Die drei Elementarwesen, die an Marrakesch formen, sind nicht nur zu erschließen, sondern im Treiben der Medina zu erfüllen. Der Atlas liefert den Grundstock der Bevölkerung, Pässe und Straßen zielen auf Marrakesch, die prickelnde Atlasluft läßt an Berlin denken, ihre Trockenheit knistert von Kraft, Schnee- und Steppenhauch streiten um den Preis frischer Reinheit, eine Luft, der sich noch nichts mitgeteilt hat, die keim- und verwesungslos wie am ersten der Schöpfungstage die Lungen begeistert, ein Rausch nicht der Entrückung, sondern der Energie. Geschäfte, zu denen ich mich in Casablanca entschließen mußte, laufen hier vegetativ und automatisch ab, Operationen, für die ich in Tanger eine halbe Stunde brauchte, werden in einer Minute beendet, anstrengungslos und ohne daß ich mir die Sporen geben muß. Der Atem reizt, mehr als Tastsinn und Nase, Auge und Ohr zu belebtem Leben auf, er schafft tiefer quellendes, von den Unannehmlichkeiten des Alltags nicht mehr erreichbares Wohlsein. Im Winter gibt es wohl keinen erfreulicheren Ort auf unserer Hemisphäre als diesen. Der Genießer Churchill hat manche Silvesternacht in der Luxusburg des Mamunia-Hotels verbracht.

Saharisch ist Marrakesch, sofern in und mit seinen Gärten die nördlichste Palmenoase Marokkos versucht wird. Der Versuch ist mißlungen, die Datteln schmecken mehr dem Vieh als dem Menschen, auch in Algerien reifen gute Früchte erst südlich der südlichsten Atlaskette. Die Dattel will in trockenster Glut gekocht sein, sie tritt nur dann in die köstliche Süße der Dattelheit ein, wenn sie nicht be-, sondern zerstrahlt wird. So bleibt hier die Palme noch hinter ihrer Möglichkeit zurück, ihre Fülle aber erreicht die Apfelsine. Das französische Quartier ist ein einziger Orangengarten, die Straßenbäume

tragen zugleich weiße Blüten und goldene Äpfel, die zur Leere geläuterte Luft nimmt willig den Duft auf, nachts strömt er ins Zimmer und in die Träume, morgens fährt, wenn ich auf den Balkon trete, Welt in dem von der Oase ausgehauchten Atem heran. Im Aroma gerät mir die Architektur ins Schweben und Segeln, sie kommt mir in ihrer Frühlingslust wie ein Geschenk des Äthers vor, die geschwängerte Luft hat sie geboren, Wohlgeruch schlägt sich in ihr zu fester Konsistenz nieder. Sogar der Benzindunst wird unterdrückt, und dabei ist doch sonst der technische Gestank stärker. Saharisch sind weiterhin die Kamele, Marokko steigt hier vom maghrebinischen Esel auf das mauretanische Reit- und Lasttier um, saharisch ist teilweise auch die Schwärze der Gesichter, sofern die vorberberischen Autochthonen der Wüste wie die Tibbu Schwärzlinge, Nigritier waren, keine Neger, sondern eher Verwandte der Somali. Zumeist aber wird die Bräune der Haut den Sudanesen geschuldet, die in Scharen als Sklaven nach dem Norden gebracht wurden – so drückt denn auch die dritte Ursprungslandschaft sich in der Wirklichkeit der Stadt ab.

Die Bevölkerung ist freundlich, obwohl sie doch keinen auf Fremde angewiesenen Handelshafen, sondern selbstbewußt eine stolze Residenz bewohnt. Gewiß, hier saß der Glaoui, die Atlasberber waren seine Gefolgsleute, die er damals im Einverständnis mit den Franzosen bis vor Rabat reiten ließ, um die Abdankung des inzwischen zurückgekehrten Sultans zu erzwingen. Aber diese Berber sind umgefallen, der Nationalismus und der Erfolg Mohammeds V. waren stärker als die mittelalterliche Feudaltreue, der Glaoui siechte, seit er sich vor seinem alten Gegner kriechend erniedrigen mußte, an Krebs dahin. Bei seiner Beerdigung zeigten sich keine wilden Reiter mehr, nur noch seine französischen Freunde. Aber trotz des verwandelten Sinnes ist die Stimmung eine andere als in Fes, Meknes, Tanger. Wir durchstreifen stundenlang die Medina, ohne auch nur ein einziges hassendes Auge aushalten zu müssen. Wir werden bei jedem dieser Unternehmen, und es sind Irrgarten-Erprobungen, von Muslimen ans Tageslicht, also an den Platz Dschemaa-el-Fna nicht nur geschickt, sondern auch geleitet. Wir hatten jedesmal Mühe, dem geschwinden Pantoffelschritt unserer Wohlwollens-Führer zu folgen, stießen gegen Esel und Karren, um die sie elegant herumgeschwungen waren, aber sie warteten dann und brachten uns weiter. Marrakesch ist berberischer und darum ideologiefremder als Fes, es ist so weit von Algerien entfernt, daß die Haßwellen, die die nördliche Kapitale überspülen, vorher verröcheln. Außerdem hat, verglichen mit dem vergangenen Oktober, Zeit Rosen gebracht, die alten Gewichte ziehen die tollkühnen Kletterer auf den Boden nieder, die Bäume der Souveränität sind nicht in den Himmel gewachsen. In Meknes wurden im Oktober vom maurischen Pöbel sechzig Franzosen abgeschlachtet, die marokkanischen Gerichte sprachen Todesurteile aus, der Sultan ließ sie vollstrecken. Nichts stellt gründlicher Ordnung und Recht wieder her als einige wohlgezielte und wohlplakatierte Exekutionen. So finde ich den maghrebinischen Charme wieder, darüber hinaus aber die Negerkindlichkeit, im Lachen entblößte Zahnreihen und weiße, rollende Augäpfel.

Wer von der europäischen Stadt in die Medina hinüberwechseln will, muß den

Platz Dschemaa-el-Fna passieren, eigentlich ist er kein Platz. Plätze sind römisch und mittelmeerisch, setzen Polis, Agora, Volksversammlung und Corso voraus. Plätze involvieren politische und Lebensformen, die im Islam unmöglich sind. Zu Plätzen neigen weder Sultanat noch Berberblut, Dschemaa-el-Fna ist vielmehr eine weite Fläche, die hier nach der Medina, dort nach dem Mellah, da nach Geliz entläßt. Die einstöckigen und bedeutungslosen Bauten können die Weite nicht halten, sie werden von ihr überschwemmt und weggespült. Der Name bedeutet „Treffpunkt der Toten“, man vermutet, blickt man auf das abendliche Gewimmel der Tausende, eine hintergründige Bosheit, aber es hat mit der Bezeichnung eine andere Bewandnis: hier wurde hingerichtet; im alten Marokko und zumal in den Residenzen ist gern und reichlich hingerichtet worden. Sultan oder Pascha fühlten sich ihres eigenen Kopfes nur dann einigermaßen sicher, wenn sie möglichst viele andere rollen ließen, hier wurden zur Abschreckung die abgeschlagenen und aufgespießten Köpfe ausgestellt. Früher war es allgemeiner Treffpunkt, man konnte damit rechnen, Bekannten von der Meerenge und weit jenseits des Atlas zu begegnen. Es traten Schlangenbeschwörer, Tänzer, Ringer, Akrobaten, Märchenerzähler, Feueresser, Schwertschlucker, Sänger, Musikanten, Clowns auf. Heute aber ist der Platz zu einem Autopark herabgesunken, der trotz seiner Dimensionen schon wieder zu klein ist – auch hier leidet man am Kreuz der modernen Urbanität, am fehlenden Wegstellraum der Autos. Diese können nur von rücksichtslosen Artisten, Lastwagen und Autobusse überhaupt nicht durch die Gassen der Medina bewegt werden, man muß also die für das Labyrinth bestimmten Waren auf Karren oder Esel umladen. Hier kommen die Autobusse an, hier brechen sie auf, hier warten Taxis und die noch zahlreicheren Pferdedroschen. Ein Café reiht sich ans andere, der Maure nimmt weniger flanierend als sitzend am Lebensgewühl teil. Gegen die Kutubia zu geht der Platz in einen Park über, auf dessen Bordsteinen lange Reihen von Männern und Frauen träumen, starren, trauern, plaudern, lachen. Wo immer eine Mauer Schatten wirft, finden sich Sitzter ein, die sich gegen sie lehnen. Niemals wurde ich belästigt, der Pascha ist hart, kein Droschkenkutscher wagt einen Anruf, die Schuhputzer sind in eine Reihe gedrängt, die sie nicht verlassen dürfen und nicht verlassen. In Spanien suchte man eine solche Disziplin vergebens. Dirnen sah ich so wenig wie Haschischraucher, in ganz Marokko wurden, als Paukenschlag, der das Zeitalter der Freiheit eröffnet, Bordelle und Rauschgifte verboten. Die politische Ideologie setzt sich über uralte, in der Natur des Menschen angelegte Sitten oder Unsitten hinweg, sie wacht eifersüchtig, daß ihr Weltanschauungsrausch nicht mit andern Ausschweifungen teilen muß. In der Nähe der Kutubia ist ein Märchenerzähler am Werk, leider in der schon mobilisierten Form der Vorlesung. Märchenerzählung setzt nicht nur bei den Hörern, sondern auch beim Erzähler Analphabetentum voraus. Was wären das für Geschichten und Enthüllungen, zu denen durch das Buch jeder Zugang hätte, wo bliebe die unliterarische Verschwiegenheit des Volkes, die eben nur einmal, in der Erzählung, durchbrochen wird, wo blieben die geheimen Gilden-Überlieferungen? Als ich vorbeikam, wurde gerade eine komische

Pointe berichtet, herrlich, wie das Lachen durch die in Aufmerksamkeit erstarrten Gesichter hindurchdrang, von innen her kommend, eroberte es sich eine Schicht nach der andern, schließlich waren alle Falten der Anspannung gelöst und die neuen der Heiterkeit in die Gesichter gezeichnet. Ich konnte an den Zeiten, die die Hörer brauchten, um sich im Lachen zu lockern, die Intelligenz ablesen, die schwerfälligsten ließen sich ins Lachen nicht vom vortragenden Geschehen, sondern vom Nachbarn mitnehmen.

Die Kutubia ist das Minarett einer Moschee, die einst die der Bücher genannt wurde – „ktub“ ist der arabische Plural von Buch. Hier hatten zweihundert Manuskripthändler ihre Stände, die Moschee steht noch und wird besucht, ringsherum aber sieht man die Trümmerreste einer andern, die wegen ihrer falschen Mekka-Ausrichtung niedergerissen werden mußte. Die Kutubia gilt als Touristen-Juwel. Während meines Marrakesch-Aufenthaltes trafen zwei prominente Besucher ein, Frau Roosevelt und der tunesische Ministerpräsident Burgiba, beide Male wurden Bestrahlungsscheinwerfer aufgestellt. Die Moschee ist Almohaden Gründung. Der im zwölften Jahrhundert vollendete Turm ist etwas älter als seine beiden Brüder und Rivalen, die Giralda von Sevilla und El-Hassan von Rabat, die Stätte war die eines alten und von den aufsteigenden Usurpatoren niedergerissenen Almorawidenschlosses. Abu-Jussuf-Jakub, der machtvolle Sieger von Alarcos, hat sie erbauen lassen – Alarcos beunruhigte damals die Christenheit ähnlich wie später der vor Wien erscheinende Großtürke. Der Turm prägt sich unvergeßbar ein, man hat, wenn man in Marrakesch war, einen Maßstab, mit dem man künftig Türme messen kann. Die Kutubia ist unübertrefflich in ihren Proportionen, fast 70 Meter hoch, und doch ist von der Höhe oder gar der Mühe des Steigens nichts zu fühlen. Höhe und Breite sind so miteinander ausgeglichen, daß die eine in der andern verschwindet und Vollkommenheit auf dem Platze bleibt. Groß sind die Anstalten, die der Turm macht, um zu seinem Ende zu kommen, er hört nicht einfach auf, sondern er zelebriert sein Aufhören, der Architekt kann sich von seinem Werk nicht losreißen, er läßt den Schmerz der Trennung in einem Zinnenkranz, einem aufgesetzten Türmchen und in drei Messingkugeln schwindender Größe erscheinen. Die Ornamentik ist sparsam, nimmt aber mit der Höhe zu, die Unruhe des Endes deutet sich an, aber sie wird gebändigt und als stiller Reiz in die statuarische Ruhe des Turmes hineingeholt. Die Fläche darf nicht leer bleiben, was erfüllte sie besser als Chiffren der auf das Ende zuziehenden Bewegung? Bevor er sich zum Türmchen schnürt, feiert der Turm noch einmal sich selbst in einem breiten Streifen Türkis-Keramik, der teilweise abgeblättert ist – ich begrüße, daß man diese Gewordenheit und Geworfenheit nicht antastet, daß man die Kutubia sich in den Schleier des Ruinenhaften hüllen und sie auf die Vergänglichkeit ihrer selbst und des Irdischen weisen läßt, daß man nicht daran geht, das Alte aufzuputzen und durch Putz Zeit und Schicksal zu verdrängen. Untätigkeit und Geschmack der Kunstdenkmäler-Verwaltung sind in diesem Fall identisch. Es herrscht dieselbe Freude der Etagenbildung, die mir an der Giralda auffiel, ein für einen Turm paradoxes Ja zur Waagerechten, das Aufwärts wird lustvoll verzögert, jede Galeriege-

legenheit ergriffen, um Halt zu machen. Blickt man aus der Ferne und gegen den Atlas, so führt die Kutubia nach oben oder unten, sieht man aus der Nähe, so sammelt sie auf das zerstreuende Spiel des Zierats, immer aber duldet der Himmel, daß die Kutubia-Silhouette aus ihm herausgeschnitten wird: er trägt es freudig, Hintergrund, damit Moment eines menschlichen Bauwerks zu sein, eine Flagge, die Allah zum Zeichen seiner Besitznahme in den Boden seiner Stadt Marrakesch gerammt hat, der betend zu ihm erhobene rechte Arm des Marrakesch-Volkes – der linke wäre dann das Kasbah-Minarett, über dessen grünes Email Steingitterrauten gelegt wurden.

Die bedeutendsten Innenräume, die ich in Marokko bei der Abgeriegeltheit der Moscheen sehen konnte, sind die im Jahre 1917 entdeckten und freigelegten Gräber der Saaditen. Diese scherifische Dynastie, aus Prä-Sahara und Sus nach Marokko gekommen, ist so wenig wie die ihr folgende der Alalaiten noch Ausdruck einer Stammes-Asabijja; sie stützt sich zwar nicht wie diese auf Buakher-Neger, aber auf türkische, christliche, andalusische Söldner. Das unbegeisterte, auf abstrakten Totschlag ausgerichtete Söldnerheer entspricht militärisch der theologischen Dekadenz des Heiligenkultes. Die Saaditen, die die Portugiesen aus den meisten Seefestungen vertrieben und sich in entscheidungslose Kämpfe mit den in Algerien auftauchenden Osmanen verstrickten, regierten im 15. und 16. Jahrhundert. Die Gräber ihrer Sultane wurden von den Alalaiten, damit sich nicht die Treue der Pietät an sie heftete, zwar nicht zerstört, aber vermauert. Diese Mauern wurden niedergelegt, noch heute betritt man die dem Frieden des Todes unziemlich-neugierig entrissene Nekropole nicht durch die Moschee, sondern außen herum durch einen engen Gang.

Ich werde noch einmal in die Welt der Alhambra versetzt, in dieselbe und doch in eine ganz andere, Alhambra nicht mehr als Fest des Lebens, sondern als Warteraum des Todes, oberirdische Gräfte, denen es trotz der Wandzerfaserung gelingt, eine düstere Schwere zu bewahren und den Geist auf die Einfachheit des schneidenden Nichtmehr zu versammeln. Die Erde ist hier, drinnen in den Arabeskenstätten wie draußen im Hof, voller Toter, Marmorsarg neben Marmorsarg. Sie bergen nicht die Leichen, sondern weisen auf die Stellen, an denen die Leichen beigesetzt sind. Noch heute oder heute wieder lassen sich an freien Orten des Gartens wohlhabende Bürger der Stadt begraben. Eigentümlich, welche Bedeutung der Mensch seiner Grube beimißt, doch wohl nur daraus zu erklären, daß der Tod eine Erwartung ist. Welcher Hoffende möchte nicht da beigesetzt werden, wo andere Hoffende warten, und wo das Warten Luft und erfahrbare Welt geworden ist? Die Scheinsärge der Saaditen-Nekropole werden als wirkliche Särge respektiert, an Sarges Statt verziert man oft die Erde mit Marmorplatten, Mosaik- und Ziegelmustern. Ebenso häufig wie die Toten sind die Vögel, vor allem Tauben, die in den Löchern der alten Mauern nisten; ich ertappe mich mehrmals bei der Vermutung, es seien die Seelen der Abgeschiedenen.

Der Gruftraum weitet sich nicht, sondern zieht sich herb zusammen, die Toten wirken als mächtige Zentren, sie sind an der Architektur beteiligt, sind die

eigentlichen Architekten dieser Architektur, der Raum ist in seinen Teilen und Bewegungsläufen auf sie ausgerichtet. Da aber jeder Tote über sich hinaus nach hinten weist, so ist der Punkt, von dem die Nekropole lebt, das Nichtmehr des herrlichen und schrecklichen Diesseits. Wer sich für diesen Raum öffnet, schwebt nicht mehr diffus verteilt in Möglichkeiten, sondern wird konfrontiert, wird der Härte des Todes und des Abschieds vorgeworfen. Ich schwanke nicht wie in der Alhambra in der bittersüßen Trauer der Vergänglichkeit, sondern ich werde eindeutig und fest gemacht, hineingezogen in die Endgültigkeit des Vorbei und der Ruhe. Sonst unterhöhlt der Tod in der Angst wühlend das Dasein, er unterwühlt zwar alle Sicherheit und Freude, aber zugleich zerwühlt er die steinerne Sterilität des Lebens, nur die von ihm zerwühlte Erde ist fruchtbar. Das Schöpfertum soll dem Tod nicht vergessen werden, aber es bleibt auch dabei, daß er als Maulwurf des Grauens Galle durch die von ihm gewühlten Gänge laufen läßt, daß er die schöne Wildheit der Gegenwart zähmt, daß er vor der Welt eine breite Wand nichtiger Leere aufführt, die nur noch Silhouetten erscheinen und gedämpften Gesang hörbar werden läßt. Hier aber ist er Herold und Meister des Friedens.

So erkläre ich mir, daß die Gruft sich gegen die zergehen wollenden Wände behauptet und sie eben nicht zergehen läßt – das alte, schwere, schwarze Zedernholz drückt die sich gerade zu sich selbst aufmachende Weite energisch zur Totenhöhle zusammen, die übermächtigen Stalaktitenkuppeln lassen zeltartige Aufbruchsstimmung sich nicht entfalten, sondern teilen Abschluß-Entschiedenheit mit. Auch daß kapitellmächtige Säulen noch einmal einen Umgang vom Innenraum abgrenzen, nimmt der Gruft nichts von ihrem fremden und starren Frieden. Das Spiel ist ausgespielt, mit der Sterblichkeit und ihrer Trauer läßt sich noch spielen, nicht mehr mit dem Ernst des Todes, und so bleibt auch der Raum einer und spritzt nicht in sich verschiebenden Perspektiven zu tausend neuen Räumen auseinander. Schon in der Alhambra setzten die Holzhauben Gegengewichte der Luftigkeit, weit mehr aber beschwerten und bestimmen sie die Saaditengrüfte, sie sind unerläßlich, und so werden auch die Möglichkeiten der Stalaktiten in einer Art Raserei bis zum Äußersten entwickelt. Die Rauten werden konkav aufgetrieben, als seien sie Luftströmen ausgesetzt, die von den Särgen aufsteigen. Sie differenzieren sich farbig, werden golden, grün, weiß, blau, sie geben sich zu Gelegenheiten der Arabeske hin und lassen sich schnörkelhaft zergliedern – dieselbe Maßlosigkeit, die die Bogen aus Kleinbogen zusammennäht, ist auch hier am Werk, die Ornamente werden Träger von Potenzornamenten, es stellt sich die Leidenschaft der islamischen Kunst dar, wenige, durch die Jahrhunderte in der Absage an die Geschichtlichkeit bewahrte Elemente durch Brechung und Abwandlung ins Unendliche zu vermehren, Reichtum nicht im Neuen zu gewinnen, sondern im Alten, das auf sich selbst angewandt wird.

Von gleicher Stärke, wenn auch anderer Art, ist der in der Tiefe der Medina verborgene Wasserpatio-Raum der Medersa Ben-Jussuf, der aus dem 16. Jahrhundert stammt – Medersa war ursprünglich eine universitätsähnliche Schule, an der natürlich keine abendländische Wissenschaft gelehrt, sondern der Koran

ausgelegt und aus ihm das kanonische Recht entwickelt wurde. Jetzt ist es nur noch Wohnhaus der Studenten, die an der nahe gelegenen Moschee-Universität lernen. Die Koranexegese bewegt sich in ähnlichen Subtilitäten sowohl wie Vorurteilen wie die Bibeldeutung, sie führt zu denselben Fragen und denselben gegensätzlichen Antworten, und wie im Abendland, so wurden auch im Islam um der exegetischen Antworten willen Ströme von Blut vergossen. Daß man uns überhaupt in solche Bauten einläßt, zeigt die gegenüber dem vergangenen Oktober veränderte Lage. Wir steigen durchs Haus, mehrfach gliedern sich die Trakte zu kleinen Binnenhöfen, geschnitzte Holzgitter und Holztüren schließen ab und sichern. Die Zimmer sind winzige Kämmerchen und werden dennoch jeweils von zwei oder drei Studenten bewohnt. Da Ferien und die Inhaber verreist sind, können wir keines betreten, um so mehr aber haben wir Zeit, uns im Patio aufzuhalten und seinem Geist auszusetzen. Wir werden in den Kampf hineingezogen, in dem sich Pfeiler und Kapitelle, Arabeskenwände und Kammerfenster, Balken und Simse gegen die Fläche des Wassers und den offenen Himmel behaupten müssen und auch wirklich siegreich behaupten. Das Erdgeschoß ist weit zurückgezogen, der erste und einzige Stock wird durch Pfeiler und seitlich angesetzte Pfeilerhilfen abgestützt. So entsteht ein Umgang, aus dem Dunkel ins offene Lichtwesen des Patio haucht. Die Etage öffnet sich zum Hof in holztürverschlossenen Bogenfenstern, die jeweils in ein buntes Zierfeld hineingebrochen wurden, die Bogen gliedern sich zu Kleinbogen auf, die Arabeskenfläche geht in dem Maße, in dem oben das Holz sich vordrängt, stufenweise zu Ende. Die Hauptlast des Streites, der den Raum spannt und gebiert, trägt das Holz. Ihm ist zu verdanken, daß trotz der beiden elementaren Aufgerissenheiten der Hof sich zu sich selbst schließt. Die warme, wärmende Höhlenmacht und Mütterlichkeit des Holzes setzt sich durch, niemals habe ich eine solche Holzfeier erblickt und gefühlt. Zeder ist nicht nur das Gesims, das schon während des zweiten Drittels der Höhe einsetzt, Zederbalken tragen über den Öffnungen des Umgangs das Stockwerk, Zederbalken vermitteln zwischen den Pfeilern und den ausladenden Holzbegeisterungen des Abschlusses, Zederholz erfüllt, gerahmt und im Rahmen wie eine Köstlichkeit dargeboten, die Fläche der Bogenfenster. Mit welch trostreichen Armen hat mich mein Leben lang das alte Holz empfangen, die arvengetäfelten Stuben des Engadin, Treppen und Brücken, Hausbalken und Mühlräder, Schränke und Truhen; hier aber erschauere ich in einer Umschlingung, die mich aus meinem Eigensein wegnimmt und heimholt in den Bauch der großen Gebärerin Natur.

Die Suks schienen mir reicher als die der andern marokkanischen Städte zu sein, aber der Reichtum lag wohl eher in meiner entspannten Stimmung als im wirklichen Angebot. Ein Kyklopen-Ort, wie ich ihn in den nördlichen Städten des Landes nicht gesehen habe, war der Bazar der Schmiede, in dem ich fast erstickt wäre. Um Atem ringend, hustend, tränenden Auges kam ich ins Normale zurück. Die Souterrainwerkstätten sandten würgenden Qualm und Hitze- wellen aus, geschwärzte Gestalten bedienten die Blasebälge, reckten sich vor den Holzkohlefeuern, Eisen glühte, Löschwasser zischte, weißer Dampf stieg

auf, noch schlimmer als der Gestank war der Lärm, Gedröhn und helles Geschmetter. Dieser Lärm ist weltfeindlich, das Sein wird ihn nie in seinen Bestand aufnehmen und mit sich selbst aussöhnen können, dieser Lärm zersprengt das Sein ähnlich wie der Geruch – und beides, Lärm und Geruch, sind die Ursprünge der Moderne. Dabei ging es hier zu wie vor zweitausend Jahren, hier ist das zwanzigste Jahrhundert noch nicht eingebrochen, um so sonderbarer, als Hephaistos und Wieland Gott und Heros der Techniker sind, als der Schmied die Zivilisation aus sich entlassen hat und weiter trägt. Im Suk der Färber trocknen bunte Wollballen an den Häusern und auf den Gassen, giftig grelle Farben chemischer Herkunft. Der Mensch ist das Wesen, das nach Farben ebenso wie nach Giften sucht, er will seinen Alltag zum Paradies erweitern und erhöhen, er will das Grau seiner Aschen-Welt bunt erstrahlen lassen. Die Farbe ist der festliche Rausch des Auges, der Mensch nimmt die Gefallenheit und Gebrochenheit seiner Welt so wenig hin wie die seiner Person, er will die Welt in die Schöpfungsfrische zurückverwandeln und putzt sie darum mit Farben auf. Immer wenn Pindar das unbeschädigte Sein meint, spricht er von Gold oder Purpur – Reichtum und Königsmacht sind die Existenzformen, in denen man sich die tödlichen Wunden der Welt verhehlen kann. Der Mensch ist aus seiner Tiefe heraus farbgierig. Diese Sehnsucht, der einst nur schwer und teuer zu stillen, wird nun durch die Technik leicht und billig befriedigt, kein Wunder, daß die Anilinfarben vorkämpfend dem Heute in der mittelalterlichen Medina eine Bresche reißen. Am liebsten weile ich bei den Teppichhändlern, die mir mit einigen Handgriffen ein Wollalhambra um mich zaubern, mich in ein Emir-Hochgefühl und in eine köstliche Siesta-Schläfrigkeit entrücken. Die Wirtschaftsparalyse hat auch die Preise gelähmt, sie bewegen sich hinkend hinter dem Werte her und können ihn nicht erreichen, die Touristen bleiben, da sie totgeschlagen zu werden fürchten, seit Monaten aus – eben darum ist Marokko heute ein so erfreuliches Reiseland geworden, erfreulich, weil man den unmalerischen Photographierern des Malerischen nicht zu begegnen braucht, erfreulich aber auch, weil ein wenig Gefahr das Blut schneller kreisen läßt. Fast hätte ich mich in Marrakesch gänzlich verausgabt und meine Reise abbrechen müssen. Der überredende Charme eines jungen jüdischen Teppichkaufmanns war so stark, daß wir alle sittliche Kraft aufbieten mußten, um uns von dem Kauf eines herrlichen, aus dem Mittleren Atlas stammenden Stückes zurückzureißen.

Alle Bilder aber der lebensvollen Medina zerplatzten und wurden nichtig vor einem gewaltigen Auftritt: es zogen im steifen Gleichschritt, eine sieghafte Kolonne des Elends, vier blinde Bettler heran, im gleichen Rhythmus Allah anrufend, die Bitte war fast schon eine an Gott und die Menschen gerichtete Drohung, so stark fühlten sie sich in ihrer Not und ihrem Anspruch auf Hilfe. Einer stelte einen Schritt vor seinen Genossen, die sich an seiner zerfetzten Dschellabah und untereinander bei den Händen hielten. Er streckte, als Chorführer des Geheisches, einen Holzteller vor sich her, die Gesichter waren verzerrt in der Mühe, ins Dunkle zu lauschen, die Drangsal strahlte aus und strahlte alles um sie her nieder, die Passanten ließen von ihren Geschäften ab und form-

ten sich zu einer Gasse, die Münzen klapperten, ich wurde durchgerüttelt. Be-
frage ich mich auf diese Erschütterung, so war sie mehr als Mitleid, ebenso
stark wie der Jammer erschien mir der Triumph des Zuges. Triumphieren
konnten die vier nur, weil sie die Wahrheit des Menschen aufdeckten, blind
und ein Bettler zu sein. Sie bewegten mich, weil sie mich vor meine eigene
Situation brachten – bin ich etwa sehender und reicher als sie?

Marrakesch ist eine Soldatenstadt, französische und sultanische Einheiten
bewohnen nebeneinander liegende Kasernen, abends durchziehen im Gänse-
marsch weißbehelimte und weißgegürtete Militärpolizeipatrouillen die Straßen.
Wir werden auf Martins Lederhose hin zehnmal täglich von ehemaligen oder
gegenwärtigen Landsern auf deutsch angesprochen, von Marokkanern, die
ihre in deutscher Gefangenschaft erworbenen Sprachbrocken an uns erproben,
von ehemaligen Fremdenlegionären, die sich nach deutschen Verhältnissen
erkundigen, von Elsässern, deren ein Bataillon in der Nachbarschaft unseres
Hotels liegt.

Wir essen in einer Pension, deren Wirt ein Veteran ist und sich wie ein alter
Triarier hält, einer der Eroberer Marokkos, die im Lande geblieben sind, ein
schweres, unbewegtes Gesicht, bleiche Haut, blaue Augensäcke, eine Basken-
mütze, die er auch im Hause nicht abnimmt. Wir verabreden, um der langwei-
ligen französischen Küche zu entgehen, jeden Morgen mit ihm ein neues
maurisches Gericht. Bei unserm zweiten Besuch sank der Greis gegen die
Wand, er fiel nicht, er hielt sich angespannt aufrecht, aber nur, weil ihn die
Mauer stützte. Ich trug ihn auf einen Stuhl, er wehrte, als ich einen Arzt holen
wollte, ab: „So leicht stirbt ein alter Krieger nicht.“

In Wahrheit faßt der Tod zuerst nach denen, die sich vor ihm stark machen
und aufspielen. Mit der Krankheit wird nur fertig, wer auf sie eingeht, sich
unter ihr Gesetz beugt und ihr auf ihrem Feld begegnet; aber welcher Kranke
läßt es schon auf eine Begegnung mit seiner Krankheit ankommen? Arzt, Me-
dikamente und Krankenhäuser werden als Mittel betrachtet, diese Begegnung
zu verhindern, die Möglichkeit der Begegnung und damit der Heilung wird
weggespritzt. Unser Abendessen erstehen wir bei zwei griechischen, aus My-
tilene stammenden Händlern, zwei Brüdern, die sich in Dienstfeier überbieten,
weil ich ihr Geschäft, mag es auch noch so voller Hausfrauen sein, stets mit
einem laut rezitierten Sapphovers betrete. Beim ersten Mal weinten sie fast
vor Freude und Stolz, und dabei haben sie mit den Hellenen doch noch weniger
zu tun als die Italiener mit den Römern. Ich komme mir als Ausbeuter einer
wolkigen Sentimentalität vor, aber ich kann nicht widerstehen, wenn sich
die schwarzen Kirschaugen erwartungsvoll auf mich richten.

BLICK IN DIE ZEIT

ERIC SINGER

KLAGES UND DIE FOLGEN – DEUTSCHE UND WELTGRAPHOLOGIE

1. Die Graphologie vor Klages

Als im Jahre 1897 der junge Dr. Ludwig Klages gemeinsam mit dem Crépieux-Jamin-Übersetzer und Berufsgraphologen Hans Busse, der ihn in die Graphologie eingeführt hatte, und mit seinem älteren Freunde, dem Berliner Irrenarzt Dr. Georg Meyer, die Deutsche Graphologische Gesellschaft gründete, waren das empirische Grundlagenmaterial der Graphologie, ebenso wie der französische Beobachtungs- und Erfahrungsschatz, die ausdruckskundlichen Grundregeln der Deutung und psychologischen Auswertung bereits vorhanden. In den Jahren 1872 und 1875 hatte der Abbé Hippolyte Michon seine umfassenden und grundlegenden Beobachtungen in den Büchern „Les Mystères de l'écriture“ und „Système de Graphologie“ veröffentlicht, denen die Gründung der Zeitschrift „La Graphologie“ und eine Reihe weiterer Schriften folgten. Nach seinem im Jahre 1881 erfolgten Tode veröffentlichte sein bedeutender Schüler, der ehemalige Uhrmacher Jules Crépieux-Jamin 1888 sein erstes Buch, „Traité pratique de Graphologie“ und 1894 sein Hauptwerk „L'écriture et le Caractère“, dem dann noch eine Reihe weiterer Werke folgte, von denen „Les Bases fondamentales de la Graphologie et de l'Expertise en écriture“ und „Les Eléments de l'écriture des canailles“ die wichtigsten sind. Außer ihm hatten einige andere Schüler Michons, der ausgezeichnete Arsene Aruss im Jahre 1891 und G. de Beauchamp im Jahre 1890 graphologische Bücher veröffentlicht, ebenso 1888 der Rektor der Pariser Universität und heute noch grundlegende Experimental- und Testpsychologe Binet seine Schrift „L'écriture hystérique“. Auch war bereits im Jahre 1875 von E. de Vars eine Geschichte der Graphologie erschienen.

In den Ländern deutscher Zunge hatten nach den physiognomischen Diskursen von Lavater und den skurrilen Versuchen von Hentze eine Reihe von Ärzten sich mit der Handschriftenuntersuchung und -deutung befaßt, so Dr. A. Erlemeyer, der 1879 ein Buch „Die Schrift“ veröffentlichte, der emeritierte Jenaer Professor der Physiologie Preyer mit einem Buch „Zur Psychologie des Schreibens“ 1895 und der schon erwähnte Georg Meyer, der seine vorher in Aufsätzen gesammelten Beobachtungen 1901 in seinem Werke „Die wissenschaftlichen Grundlagen der Graphologie“ zusammenfaßte. Ein eingehender Aufsatz über die Psychologie und Pathologie der Handschrift wurde 1892 von dem Arzt Dr. A. Goldscheider veröffentlicht. Daneben basierend auf Crépieux-Jamin und den Franzosen hatte der ebenfalls schon erwähnte Hans Busse, außer den Übersetzungen der Hauptwerke dieses Meisters, 1895 sein Buch „Graphologie eine werdende Wissenschaft“ erscheinen lassen.

Der Berliner Wilhelm Langenbruch, der Preyer in die Graphologie eingeführt hatte, gab seit 1895 eine zweite deutsche graphologische Zeitschrift heraus und veröffentlichte im selben Jahre sein Buch „Graphologische Studien“. In Österreich wirkte der äußerst begabte E. Schwiedland, der 1883 sein ebenfalls auf den französischen Forschungen basierendes Buch „Graphologie“ herausgab, sich jedoch später der Nationalökonomie wandte, in der er eine Professur erlangte.

Dieser kleine und unvollständige historische Überblick war nötig, um die Situation und Entwicklung der Graphologie zu umreißen, als Klages in die Arena trat, der von 1897 bis

1908 Mitredakteur des Organs der Deutschen Graphologischen Gesellschaft war (das erst „Berichte“, später „Graphologische Monatshefte“ hieß), aber erst 1905 und 1906 seine erste systematische Arbeit in Fortsetzungen in dieser Zeitschrift veröffentlichte („Graphologische Prinzipienlehre“ unter dem Pseudonym Dr. Erwin Axel). Erst im Jahre 1910 nach Auflösung der Deutschen Graphologischen Gesellschaft erschien sein erstes systematisches graphologisches Buch „Die Probleme der Graphologie“, das seine Arbeiten in der Zeitschrift auswählend zusammenfaßte, während sein graphologisches Hauptwerk „Handschrift und Charakter“ erst 1917 herauskam. Wichtiger als diese historischen Daten ist eine Zusammenstellung der graphologischen Erfahrungen, Lehren, Prinzipien, Regeln und Formulierungen, die Klages, von anderen vorgedacht, schon vorfand und nur in seinem System zusammenzufassen brauchte. Rudolf Popahl, einer der gründlichsten Kritiker von Klages, hat in seinem Buche „Die Handschrift als Gehirnschrift“ eine solche Zusammenstellung versucht, die ich hier kurz und, gelegentlich ergänzend, zitiere:

Die Beschreibung und Katalogisierung der einzelnen Schriftmerkmale in der Graphologie stammt von Michon und wurde von Crépieux-Jamin und den frühen französischen und deutschen Graphologen ergänzt und verfeinert. Die Verwendung des menschlichen Eigenartsbegriffes (schon bei Michon angedeutet) sowohl als die Bedeutungseinschränkung der verschiedenen graphologischen Einzelmerkmale durch dominante Züge in der Handschrift stammt von Crépieux-Jamin und wurde auch schon von Preyer und Busse verwendet. Die Doppeldeutigkeit des Strebens ist schon 1867 bei dem Altmeister der deutschen Charakterologie, Bahnsen, erwähnt. Die Leitbildidee stammt von Georg Meyer, ihre Beziehung zur Raumästhetik von Klages' Lehrer Lipps, die Entsprechung von ausdrückendem Bewegungsbild, Bewegungsimpuls und Bewegungsempfindung stammt von Goldscheider.

Die Behauptung, daß die Handschrift Hirnschrift sei, findet sich auch schon bei Crépieux-Jamin und wurde von Schwiedland und Preyer genauer formuliert und experimentell nachgewiesen. Die Auffassung der graphologischen Analyse als einer Resultante zwischen der Gesamteigenart des Schreibers und seiner Einzelmerkmale stammt ebenfalls von Crépieux-Jamin. Wenn Klages in seinem Quellennachweis zu Handschrift und Charakter Michon als gänzlich erledigt, Crépieux-Jamin als einen Repräsentanten des Niederganges der französischen Graphologie bezeichnet, der nicht mehr „geleistet habe, als die Befunde des Meisters übersichtlicher zu gruppieren und gefälliger vorzutragen“, dann widerspricht das so sehr allen nachweisbaren Tatsachen, daß nur krasse Ignoranz der französischen Graphologie solche hochmütige Herabsetzungen heute noch ernst nehmen kann. Auch der äußerst objektive, Klages sehr wohlwollend gegenüberstehende Münchener Philosophieprofessor Aloys Wenzl schreibt in seinem sehr guten, auch für den Laien leicht verständlichen, 1937 erschienenen Buche „Graphologie als Wissenschaft“: „Das Material, das Ludwig Klages an bewährten graphologischen Erfahrungsregeln und an Ergebnissen der psychologischen und ausdruckspsychologischen Forschung übernehmen konnte, war bereits sehr groß. Seine eigene Leistung ist vor allem die Formung und theoretische Durchdringung dieses Materials.“ Es ist in diesem Zusammenhange erwähnenswert, daß 1911, ein Jahr nach Erscheinen seines ersten Buches und nach elfjähriger Publikationstätigkeit bei den graphologischen Monatsheften, Klages dem bedeutenden deutschen Graphologen Dr. Georg Schneidemühl, Professor der vergleichenden Pathologie an der Universität Kiel, der in diesem Jahre ein umfassendes, auf der ganzen zeitgenössischen Literatur aufgebautes Lehrbuch der Graphologie „Handschrift und Charakter“ veröffentlichte, entweder gänzlich unbekannt war oder nicht erwähnenswert erschien. – Wie kommt es nun, daß Ludwig Klages alle anderen deutschen Graphologen vor und neben ihm in den Schatten stellte und durch viele Jahre ausschließlich, und für seine Jünger heute noch, als der über-

ragende deutsche Graphologe, ja als der Begründer und unerreichte Meister der neuen wissenschaftlichen Graphologie gilt, der der deutschen Graphologie den Vorrang vor der Handschriftenkunde aller anderen Länder sicherte?

2. Klages und die Folgen

Außerordentliche menschliche Karrieren sind niemals zufällig, sondern folgen Gesetzen der sozialen Physik, sind das Zusammentreffen eines Vakuums mit einer Bereitschaft und Fähigkeit, es zu füllen. Im Falle Klages war dieses Vakuum ebenso evident wie seine Bereitschaft und seine Fähigkeiten.

1872 geboren, studierte er Philosophie und Psychologie bei Theodor Lipps in München, wo er promovierte. Nietzsche, Goethe, Darwin, Piderit, Carus waren und blieben seine Meister. In seiner Jugend auch Stefan George, in dessen Kreis er verkehrte und über den er 1902 ein begeistertes Buch schrieb. Später wandte er sich mit großer Heftigkeit gegen das frühere Ideal und in einem Aufsatz in den Süddeutschen Monatsheften sagte er sich offiziell von George los, den er jetzt als eine Art ehrgeizigen geistigen Falschmünzer betrachtete. Trotzdem ist der letzte Absatz des Vorwortes zu diesem Jugendwerk (Klages war damals immerhin schon dreißig) interessant und bezeichnend, weil er wie eine Ankündigung des Klagesschen Lebensplanes und Lebenswerkes klingt:

„Wenn wir gelegentlich selbst gewisse esoterische Formeln zu gebrauchen wagten, so glaubten wir uns sowohl durch die außergewöhnliche Natur des Gegenstandes als dadurch gerechtfertigt, daß bei dem fast ausschließlichen Kennertum heutigen Geistes der Zeitpunkt zur Enthüllung neuer ‚Wahrheiten‘ noch nicht gekommen schien. Landläufiger Namengebung zufolge beträfe die Untersuchung etwa den metaphysischen Gehalt eines Werkes, obwohl wir selbst eine andere Bezeichnung vorzögen. Möchte man sie annehmen als den ersten Versuch einer Verständigung zwischen lebendiger Mystik und den notwendigen toten Formeln der Wissenschaft.“

Das ist, in Stil und Haltung, schon der ganze Klages. Im Stil: die absichtlich zeitfremden, goetheschen Plurale und Konjunktive. In der Haltung: die esoterische Vates-Pose, die außergewöhnliche Natur der Gegenstände, die Verachtung des Zeitgeistes, des Landläufigen, des Kennertums, des Intellektes und der Wissenschaft, die Ankündigung und Enthüllung neuer Wahrheiten, der Gegensatz zwischen Lebendigem und Totem und die Benützung der verachteten Wissenschaft zur Verkündung der einzig maßgebenden mystischen Wahrheiten und metaphysischen Wertungen und zur Prägung neuer Formeln. Es ist wichtig, auch wenn man sich mit dem Graphologen Klages befaßt, nicht zu übersehen, daß er seiner inneren Berufung nach in erster Linie Philosoph war, Verkünder einer über Nietzsche hinausgehenden geistfeindlichen und irrationalen Lebensphilosophie und daß die Graphologie, die ihn so berühmt gemacht hat und in der er infolge des Vakuums, das ihn angezogen hatte, den ersten Platz bezog, ihm nur ein Teilgebiet, ein Ausdrucksgebiet seiner biozentrischen Lebenslehre war und blieb. Von seinem etwa zwanzig Bände umfassenden Lebenswerk fällt etwa die Hälfte in das Gebiet der Philosophie und allgemeinen Psychologie und die andere Hälfte in das Gebiet der Graphologie, Ausdruckskunde und Charakterologie.

Dieser Dr. Ludwig Klages war es, der mit Busse, – „dem bedeutenden, aber einseitigen Praktiker, der es nicht vermochte und wohl auch nicht einmal ernstlich erstrebte, die Forschung selber zu fördern, wohingegen er das Verdienst in Anspruch nehmen dürfe, den wissenschaftlichen Abschnitt der Graphologie veranlaßt zu haben“ (wie Klages später von ihm schrieb), und mit Meyer, von dem er schrieb, „seine Theorie erhebe sich nirgends über einige Grundbegriffe, er zeige mehr die schulpsychologische Möglichkeit der Handschrif-

tendenz als deren Verwirklichung durch Aufrollung des Problems der Persönlichkeit“ – die graphologischen Berichte, späteren Monatshefte, herausgab.

Als Klages sein erstes Buch veröffentlichte, war ihm seine Chance klar, und er war nicht der Mann, an seiner Sendung zu zweifeln oder seine potentiellen Konkurrenten zu überschätzen. „Hier tritt nun unser eigenes Buch in die Lücke“, schrieb er, „indem es sowohl die ganze bisherige Gedankenmasse aus einem völlig neuen Gesichtspunkt zusammenfaßt als auch insbesondere deren Tauglichkeit erweist zu erheblicher Erweiterung unseres charakterologischen Wissens.“

Diese Zusammenfassung des Bisherigen unter den Gesichtspunkten seiner auf seine Lebensphilosophie gegründeten Ausdruckslehre und Charakterkunde bildet Ludwig Klages' graphologisches Lebenswerk. In seinem kleinen Buche „Graphologie“, das seine Gedanken am prägnantesten zusammenfaßt, finden sich zunächst die drei Hauptgrundgesetze der Ausdruckslehre in der Klageschen Formulierung: „In jeder Willkürbewegung erscheint der Charakter des Trägers“, „Jede ausdrückende Körperbewegung verwirklicht das Antriebserlebnis des ausgedrückten Gefühles“ und (das Leitbildgesetz), „Jede menschliche Spontanbewegung wird mitgestaltet von unbewußten Erwartungen des anschaulichen Erfolges.“ Diese und zahllose andere Formulierungen von Klages sowie seine Untersuchungen über den Druck, über ursprüngliche und erworbene Schrifteigenschaften, über Raumsinn, Darstellungsprinzip, Ausdrucksgehemmtheit, Spannung und Lösung gehören zum gesicherten und fast unbestrittenen Besitz der Graphologie. Bei seiner Charakterologie mit ihrem Arrangement der Triebfeder beginnen die ersten (hauptsächlich von Junge) vorgebrachten Zweifel.

Das Kernstück der Klageschen Graphologie, die Lehre von der Doppeldeutigkeit und vom Formniveau, sind die eigentlichen Streitpunkte, an denen sich der Streit für und wider die Klagesche Graphologie entzündete, so daß man fast sagen kann, die Geschichte der deutschen Graphologie seit Klages sei die Geschichte des Kampfes der deutschen graphologischen Forscher für und gegen das Formniveau, das so zum Geßlerhut der Klageschule in Deutschland wurde. Was sind nun diese Prinzipien der Doppeldeutigkeit und des Formniveaus?

Klages ging davon aus, daß jedes Schriftmerkmal nicht eindeutig, sondern doppeldeutig sei und seine positive oder negative Bedeutung, die er in Tabellen zusammenfaßte, erst durch den Bezug auf den Gesamtcharakter die Persönlichkeit des Schreibers erhalte. Schon Crépieux-Jamin hatte eine Bedeutungseinschränkung des Einzelmerkmals gekannt, die für ihn einerseits durch ein System der Resultanten aus verschiedenen Merkmalen, andererseits durch die Superiorität oder Inferiorität von fünf Eigenschaftsgruppen bestimmt wurde. Klages lehnte die Resultanten ab. An Stelle der superioren Eigenschaftsgruppen setzte er seinen Persönlichkeitswertbegriff, der, wie in seiner Philosophie rein biozentrisch gefaßt, einfach den Grad der Lebensfülle bedeutete. Diese Lebensfülle sei durch das Formniveau zu ermitteln, das er wesentlich auf den Schriftrhythmus basierte und in fünf Grade stufte. Hoher Grad der Lebensfülle war somit gleich hochwertiger Persönlichkeit und bedeutete positive Deutung der Schriftmerkmale und umgekehrt.

Dieser sehr schematische Vereinfachungsstrick war der Stein der Weisen der „neuen Graphologie“. „Es ist begreiflich“, schrieb Broder Christiansen darüber, „daß dieses System eine starke Anziehungskraft haben mußte; unüberbietbar die rationale Eleganz seiner Konstruktionen, bestechend vor allem die zauberhafte Vereinfachung der graphologischen Arbeit; daher verständlich, daß die rationale Geschlossenheit des Systems jedem Versuch der Auflockerung Widerstand leistete und der graphologischen Forschung die Gefahr der Erstarrung bringt.“ Aus dem Vereinfachungsstrick war die Zwangsjacke der deutschen

Graphologie geworden, und Klages tat das seine dazu, jeder Ketzerei entgegenzutreten, indem er (Vorwort zu „Graphologie“) für seine Anhänger alle Bücher, mit denen er nicht übereinstimmte, auf den Index setzte mit der klassischen Phrase: „Kaum müssen wir hinzufügen, daß nicht erwähnte Bücher solche sind, die nichts taugen.“

Es würde den Rahmen dieser Darstellung sprengen, alle Kritiken anzuführen, die an den Begriffen der Doppeldeutigkeit und des Formniveaus u. a. von Pulver, Wollnik, Junge, Saudek, Christiansen, Pophal und vielen anderen, ja zum Schlusse sogar von Klages' treuester Anhängerin Roda Wieser geübt wurden. Man kann sie in zwei Gruppen einteilen: solche, die zwar den Grundbegriff des Formniveaus beibehalten und nur entweder dessen graphologische Feststellung oder den Persönlichkeitsbegriff und Bewertungsschlüssel verändern, einen Stein der Weisen durch einen anderen ersetzen wollen, und solche, die aus verschiedensten Einstellungen heraus die ganze Prozedur ablehnen.

Unter den zahlreichen graphologischen Forschern, die in der Frühzeit der Klagesschule seine Grundsätze auf verschiedenen Gebieten anwendeten, sind vor allem Minna Becker, Roda Wieser, Max Keller, Magda Hartge zu nennen. Minna Becker war eine Pionierin auf dem Gebiete der Untersuchung von Kinderschriften, und ihr Buch ist heute noch als ein klassisches Werk anzusehen. Keller wandte sich der Schriftvergleichung zu und machte auf diesem Gebiet die Klagesschen Beobachtungen über erworbene Schriften fruchtbar. Roda Wieser, neben der früh verstorbenen Magda Hartge wohl die bedeutendste der frühen Klagesianhänger, hat sich mit der Untersuchung von Verbrecherschriften befaßt und, obwohl ihr Verbrecherbegriff, sehr im Gegensatz zu Crépieux-Jamin, zu sehr mit dem des Strafgesetzbuches koinzidiert, mit diesem Buch ein Pionierwerk geschaffen. (Die Homosexuellenschrift z. B. ist für sie Verbrecherschrift, nicht Perversenschrift. Ist sie auch in Italien, wo Homosexualität nicht strafbar ist, Verbrecherschrift?) Im Laufe dieser Untersuchungen studierte sie auch den Druckrhythmus der Verbrecherschrift und kam zu ihrer Formulierung eines Grundrhythmus, der für sie das wesentliche Element des Klagesschen Formniveaus darstellte. Auch Hartge hatte den Strich der Verbrecherschrift studiert. Ihre Untersuchungen leiteten eine Periode der Befassung mit dem „Strich an sich“ ein, die eine ganze Reihe von Strichuntersuchungen seitens verschiedener Graphologen zur Folge hatte. In der nationalsozialistischen Ära wurde die Klagesschule der Graphologie wegen ihrer irrationalen, rein vitalistischen Einstellung von den Nationalsozialisten bevorzugt, während die meisten Anhänger anderer Auffassungen verfolgt, vertrieben oder wie die Herausgeber der Prager Zeitschrift „Die Schrift“, Schönfeld und Menzel, im Konzentrationslager umgebracht wurden.

Während der in der Schweiz wohnende Klages selbst zum Teil von führenden Nationalsozialisten, wie Rosenberg, abgelehnt wurde, weil er in seiner Philosophie den Willen theoretisch entwertete, nützte ein Teil der Klagesschüler diese Sachlage aus und etablierte eine Art Gauleitertum in der deutschen Graphologie. Junge, einer der Kritiker der Klagesschule, berichtet in seinem Buch „Rationale Graphologie“, daß 1936 die Klagesschule, in deren Händen die Zensur auf diesem Gebiet lag, den Druck seines Buches verhinderte. Der Schulrat B. Wittlich, der heute noch eine Rolle in der deutschen Graphologie spielt, gab eine Schrift „Über Erziehung und Handschrift“ heraus, in der er sein Erziehungsprogramm nach den Titeln der Parteitage und Aussprüchen Hitlers und Rosenbergs entwickelte, zum Beispiel nach dem Führerausspruch, daß die Jugend „flink wie die Windhunde, zäh wie Leder und hart wie Kruppstahl“ werden müsse, weswegen in seinen erzieherischen Forderungen konsequenterweise Güte, Toleranz, Takt und Manieren auch fehlen.

Nach dem Krieg hat sich die Klagesschule nie wieder ganz von ihrer Krise im Kriege erholt. Wohl wurden die Verdienste von Klages festgehalten, aber die zweite Generation der

Klagesschule hat nichts mehr geleistet, was die Forschung weitergebracht hätte. Neben und nach Klages und teilweise auf seinen Schriften aufgebaut, aber sich in der einen oder anderen Richtung dissoziierend, erschien in Deutschland eine Reihe hervorragender graphologischer Werke, die teils geschlossene Systeme, teils Bearbeitungen von Spezialgebieten, teils ausdruckskundliche Grundlagentheorie brachten. Neben Praktikern stehen Theoretiker, die teils von der akademischen Philosophie und Psychologie, teils von der Medizin herkommen. Mit der Anerkennung der Graphologie als Universitätswissenschaft treten die Theoretiker immer mehr in den Vordergrund.

Hier seien nur die Namen der wichtigsten Theoretiker genannt: Elisabeth Carnap, Broder Christiansen, Carl Gross, Jules Heider (und seine Schülerin Marie Steiner-Geringer), Robert Heiss, Otto Junge, Ania Mendelsohn (jetzt Teillard), Wilhelm Müller, Alice Enskat, Rudolph Popahl, Max Pulver, Robert Saudek, Nöck Sylvus und Hermann Wollnik.

3. Zur Kritik der deutschen Graphologie

Über die Errungenschaften der deutschen Graphologie ist in den vorhergehenden Abschnitten einiges gesagt worden. Was mir in diesem, die Möglichkeiten eines neuen Akkordes zwischen deutscher und Weltgraphologie prüfenden Aufsatz wichtig erscheint, ist, einmal die Hauptschwächen der deutschen Graphologie aufzuzeigen, wie ich sie sehe, die sich nicht nur in der Klagesschule, sondern bei einem großen Teil zumindest der theoretischen und Systemgraphologie nachweisen lassen. Es sind drei Hauptgebiete, in denen mir die Annäherung der deutschen Graphologie an die ausländische Forschung verfehlt oder zumindest mangelhaft erscheint:

1. Die Umständlichkeit und Starre der Analysentechnik, die sich bei einem großen Teil vorfindet.
2. Die Vernachlässigung der Schriftvorlagen, an der ausnahmslos alle deutschen Systeme leiden (wobei ich die ausgewanderten Graphologen Saudek und Victor nicht zur deutschen Graphologie zähle).
3. Die bei einem Großteil der deutschen Theoretiker herrschende Angst vor den „Zeichen“.

Der erste Punkt ist am schwierigsten kurz zu behandeln, weil er eine Behandlung der Fragen voraussetzt, ob es eine Urgestalt, ein existentiell vorbestimmtes Bild jeder Persönlichkeit gibt, oder ob man die Persönlichkeit dynamisch auffaßt, ferner, worauf Werner Wolff hingewiesen hat, wenn es eine Urgestalt gibt, ob sie sich in der Schrift ausdrückt und unterschieden oder beschrieben werden kann, schließlich ob die Graphologie eine wertende oder wertfreie Wissenschaft ist. Ohne diese Fragen hier ausführlich behandeln zu können, scheint mir der Fehler der Analysentechnik der meisten deutschen Systemgraphologen darin zu liegen, daß, wo sie an eine fixe Urgestalt der Persönlichkeit glauben, sie die Analyse auf die Erfassung dieser Gestalt zentrieren, die, da einmalig, aus dem Vergleichsmaterial der Schriftmerkmale und mit dem Vergleichsinstrument der Sprache gar nicht erfaßt werden kann. Und mit der nackten Feststellung des Vorhandenseins einer Idiorhythmie (Pulver) ist für die praktische Graphologie kaum etwas gewonnen.

Aber auch die Graphologen, die Urtypen oder auch nur Orientierungstypen für die Persönlichkeitsfeststellung entweder selbst aus Schriftkomplexen ableiten oder aus den speziellen Psychologien übernehmen, denen sie folgen, machen den Fehler, statt diese Typen nur dort zu erwähnen, wo das Endergebnis der Analyse die ganze oder teilweise Zuweisung zu dem Typus rechtfertigt, also rein zu Orientierungszwecken und Beschreibungszwecken, von dem Aufsuchen eines solchen Grundtypus auszugehen und dann den diesem Typus zugeschriebenen Eigenschaftenkomplex einfach auf den Schrifturheber zu übertragen. Das gilt nicht nur für die Klagesschen Formstufen mit ihrer mechanischen Übersetzung

in positive und negative Deutung der Merkmale, es gilt beispielsweise auch für die Popahlsche Hirnrinden-, Striatum- und Pallidumschrift und für die Rhythmuswellentypen von Christiansen. Die Schwerfälligkeit liegt in der Zuweisung menschlicher Charaktereigenschaften vom Typus her, dessen Feststellung aus der Schrift dem Rest der Analyse voranzugehen hat. Ich sehe darin eine unnötige Verdoppelung, Umkehrung und oft Versteifung des Analysenvorganges. Diese Analyse von einem fixierten Standpunkt des Graphologen, in einer mehr oder weniger starren Terminologie, unterscheidet sich unvorteilhaft von einer dynamischen Analysentechnik, in der von wechselnden Standpunkten aus Bild und Bewegung der Schrift, Arbeits- und Stilausdruck, Entwicklungsablauf und Endgestalt geprüft werden. Die Übersetzung dieser rein beschreibenden und balancierenden Analyse in die Terminologien verschiedener Psychologien kann dann unbeschadet und mit deutlichem Hinweis auf die psychologische Sprache, in die übersetzt wird, erfolgen, wofür die Analysen von Politikerschriften durch de la Rochetière und Lanaud ein gutes Beispiel sind. Dasselbe gilt vom Bewertungs- und Rangstufenproblem in der Persönlichkeitsanalyse.

Hier ist es vielleicht am besten, von einer Bemerkung Max Webers in seiner Wissenschaftslehre auszugehen, der erklärt, daß für Wert oder Wertfreiheit in der Wissenschaft vor allem der Grundsatz zu gelten habe, daß der Wissenschaftler die intellektuelle Klarheit und Sauberkeit haben müsse, zu sehen und zuzugeben, wo in seiner Arbeit die wertfreie Wissenschaft aufhöre und die subjektive Wertung beginne. Auch hier scheint mir die grundsätzliche Aufgabe der Graphologie zu sein, die graduelle Ausprägung der Merkmale, die intellektuelle, moralische, vitale, darstellerische und Arbeitseigenschaften ausdrücken; die Art und Stärke der Impulse, ihr Äquilibrium sowie die potentiellen Verhaltensreaktionen des Schreibers zu beschreiben, ohne den Schreiber den subjektiven Wertbegriffen des Graphologen zu unterwerfen, der vielmehr, wo er glaubt, werten zu müssen, klar und deutlich anzugeben hat, nach welchen Wertbegriffen er wertet (wobei er lernen müßte, Bewertung nach verschiedenen Skalen zum Vergleich produzieren zu können).

Die Ausführung des nächsten Punktes ist wesentlich einfacher, und es muß hier leider gesagt werden, daß ich keinen einzigen in den deutschen Ländern lebenden Graphologen von dieser Kritik ausnehmen kann. Der Mangel beginnt mit dem Widerstand der deutschen Graphologen gegen die Befassung mit fremden Schriftvorlagen, wie Saudek sie gefordert und Victor durch Publikationen solcher Schriftvorlagen gefördert hat. Selbst ein so kluger und reifer Graphologe wie Christiansen sagt dazu: „Wir wollen noch darauf hinweisen, daß die Verschiedenheiten der Schulvorlagen und der Nationalalphabete nicht von so überzeugender Bedeutung sind, wie Saudek gemeint hat.“ Ist das wirklich so? Halten wir uns nicht lange dabei auf, daß zum Beispiel Roda Wieser in ihrem letzten Buche eingehende Folgerungen an die Art knüpft, wie Oscar Wilde das Wort „yours“ schreibt, während doch jeder, der sich jemals mit dem englischen Alphabet befaßt hat, sofort erkennen muß, daß das fragliche Wort in Wildes Brief nicht „yours“ sondern „love“ heißt. Ernster ist es schon, wenn Pokorny in seinen jüngst veröffentlichten Untersuchungen darauf hinweist, wie die in den deutschen Systemen geltenden Regeln für den Verbundenheitsgrad vor einer unverbundenen Schriftvorlage, wie der hebräischen, versagen. Auch daß sich die nationalen Unterschiede nicht nur auf Buchstabengröße und Form, sondern auch auf Verteilungsmerkmale wie Abstände zwischen den Worten erstrecken, und daß der Charakter jeder nationalen Schrift eine verschiedene Betonung gewisser nationaler Grundzüge enthält, ohne deren Kenntnis der Interpretation des individuellen Charakters die richtigen Proportionen und Perspektiven fehlen, sei nur kurz erwähnt.

Aber wenn die ganze neuere deutsche Systemgraphologie den Strichrhythmus als Hauptmerkmal der persönlichen Eigenart ansieht, so darf dieser Rhythmus wohl nicht nur vom

Standpunkt der europäischen Schulvorlagen betrachtet werden, in denen meist mit aufgestütztem Ellbogen aus dem Handgelenk geschrieben wird, Lösung und Versteifung der Federhaltung in den Fingern wechselt und der angestrebte Effekt eine Schattierung von dünneren Aufstrichen und kräftigeren Abstrichen ist. Wenn man zum Beispiel weiß, daß die amerikanische Schulvorlage die Schreibbewegung aus dem Ellbogen bei fast steifem Handgelenk und Fingern mit der Intention der Herstellung eines dünnen, unschattierten Striches vorsieht, kann man kaum die Grundregeln des europäischen Strich- und Grundrhythmus auf amerikanische Schriften anwenden und muß die Abwandlungen, die diese Regeln durch diese Schulvorlage leiden, zumindest studieren.

Es geht noch weiter: nach Brails interessanten Untersuchungen findet sich in europäischen Schriften der ganz dünne Strich ohne Schattierungsrhythmus sehr häufig in Wahnsinnigen-schriften. Kann man deswegen einen oder gar alle Amerikaner für irrsinnig erklären, bloß weil man ihre Schriftvorlage nicht kennt? Noch viel erstaunlicher, speziell wenn man an die große Zahl der Lehrer unter den deutschen Systemgraphologen denkt, scheint es mir, daß die deutsche Graphologie sich auch mit den Gestaltungsproblemen der eigenen Schriftvorlage nicht befaßt hat. Auch wenn man die Persönlichkeit als einen Gleichgewichtszustand zwischen strukturellen Tendenzen und einem System von Fähigkeiten auffaßt, worin der Verfasser mit Heiss übereinstimmt, und ebenso die Gestaltwerdung einer Persönlichkeit nicht als etwas ursprünglich Determiniertes, sondern als das Ergebnis eines Lebensverlaufes ansieht, so ist doch hinzuzufügen, daß sich diese gestaltenden Tendenzen und Fähigkeiten im Lebensverlauf an Objekten entwickeln und entfalten, die ihre typische Reaktion reizen, auslösen und beeinflussen.

Ist nun die Schrift die Projektion solcher struktureller Tendenzen und Fähigkeiten und der Schriftverlauf ein Spiegel, eine Projektion und ein Test dieser Persönlichkeitselemente und ihres Gleichgewichtes, so ist es wohl eine vordringliche Aufgabe, die elementaren Gestaltungsprobleme in den Formen des Alphabetes zusammenzustellen und die typischen Reaktionsmöglichkeiten auf diese Probleme zu katalogisieren und zu sortieren. Denn die Projektion der Persönlichkeit, ihrer Bilder und Impulse in der Schrift erfolgt nicht, wie in Kritzeleien, ganz frei, sondern ist durch die Gestaltungsprobleme der Schriftvorlage objektgebunden, so wie in anderen Testen an Tintenflecken, Kataloge, Reizworte, Baum-Zeichnungen usw. Eine solche Untersuchung und Zusammenstellung der elementaren Gestaltungsprobleme in der Buchstabenformung (wie zum Beispiel Richtungsänderung, Strichdurchquerung, Schleifen- und Kreiszeichnung etc.) und der typischen potentiellen Reaktion der Schreiber zu diesen Problemen hat bisher in Deutschland nie stattgefunden; das Kapitel 4 meines Buches „Graphologie für alle“ stellt den ersten Versuch in dieser Richtung dar. Wohl gibt es aber in der französischen und in der alten deutschen Graphologie und in den Büchern der nicht systemgebundenen Praktiker einen ungeheuren Schatz solcher aus der Erfahrung gewonnener typischer Reaktionen, die nur geordnet, sortiert, überprüft und dann den einzelnen Gestaltungsproblemen zugeteilt werden müssen.

Damit wären wir bei den ominösen „Zeichen“ und der dritten und unangenehmsten Eigenheit der deutschen Systemgraphologie angelangt, die mehr als jede andere die Verständigung zwischen Theorie und Praxis in Deutschland selbst, aber auch zwischen deutscher und westlicher Graphologie erschwert hat: die Angst der deutschen Systemgraphologen vor den „Zeichen“.

Es gibt rationelle Gründe, die die Vorsicht gegenüber den sogenannten unabhängigen Zeichen rechtfertigen, den durch Erfahrung gewonnenen und von den Systemen bisher weder überprüfen noch erklärten Einzelmerkmalen der Schrift. Viele von diesen Zeichen sind ganz willkürlich und unverantwortlich publiziert worden und halten einer Über-

prüfung nicht stand. Eine neu zugelassene Wissenschaft muß besonders vorsichtig in ihren Ansprüchen sein, um sich gegen ihre Kritiker zu behaupten. Der Gebrauch der Zeichen kann nur vom erfahrenen Graphologen vorgenommen werden, und eine unverantwortliche Verwendung durch Dilettanten kompromittiert die Graphologie. (Aber auch eine unseriöse Merkmalsdeuterei durch Dilettanten auf Grund von Merkmalstabellen kompromittiert die Graphologie.)

Alles das erklärt nicht die irrationale Heftigkeit der Reaktionen mancher Graphologen, wenn von den Zeichen die Rede ist. Es ist darum unerläßlich, die Frage der Zeichen einmal ausführlich zu erörtern. Klages selbst gibt die Existenz und Richtigkeit solcher Zeichen ausdrücklich zu. In „Handschrift und Charakter“, 16. Auflage, Seite 128, sagt er darüber: „Nicht völlig können wir die besonderen ‚Zeichen‘ übergehen, deren die alte Graphologie eine so große Anzahl zusammengetragen hatte, daß man sie später um deswillen abschätzig ‚Zeichendeuterei‘ zu nennen pflegte. Ohne in Erklärungsversuche einzutreten, greifen wir diejenigen aus ihnen heraus, die sich in jahrzehntelanger Praxis bewährten.“ Und, von seinen Epigonen und anderen Systemgraphologen viel zuwenig beachtet, schreibt er in dem Aufsatz „Die religiöse Kurve“ (aufgenommen in das Buch „Zur Ausdruckslehre und Charakterkunde“): „Es gibt schwerlich einen graphologischen Praktiker, der nicht nach langjähriger Erfahrung über eine mehr oder minder reiche Geheimapotheke verfügen würde, mag es sich dabei auch vorwiegend um Richtungsanweisungen handeln, welche die Auslegung einer Handschrift von bisweilen mehr gefühlten als deutlich bestimmbar Ähnlichkeiten mit früher bearbeiteten Handschriften empfängt. Der Versuch, die mancherlei feinen und nicht selten kaum zu beschreibenden Schrifteigentümlichkeiten, die dabei ins Spiel treten, der Allgemeinheit zugänglich zu machen, würde außerordentlich zahlreiche Abbildungen und somit Bände fordern und bliebe nichtsdestoweniger unzulänglich.“ Und weiter: „Selbst aber, wenn man der Kundgabe solcher Erfahrungen einen Anregungswert beimessen wollte, so könnten sie doch nicht beanspruchen, Erkenntnisse zu heißen, bevor man sie nicht mit Hilfe allgemeiner Gesetze aus ihrer empirischen Vereinzelung befreit und ihre Geltung erwiesen hätte, unabhängig von den besonderen Vorkommnissen, die zu ihrer Auffindung Anlaß gegeben. Das ist der Grund, weshalb wir bisher davon Abstand genommen haben, den ohnehin immer noch überfüllten Werkzeugkasten der Empirie um weitere Stücke zu vermehren.“ Und schließlich: „Eine Ausnahme haben wir gemacht im letzten Kapitel unserer ‚Einführung in die Psychologie der Handschrift‘ mit der Angabe eines in der Praxis nie trügenden Merkmales für leicht neurotische Veranlagung. Für die in Jahrzehnten an Hunderten von Handschriften wahrgenommene Eigentümlichkeit soll die Erklärung später einmal geboten werden.“

Das ist, soweit es Klages selbst betrifft, korrekt und klar. Man kann nicht von einem Mann verlangen, daß er alles macht. Und für die Praxis beherrschte er das ganze Rüstzeug der empirischen Zeichen. Auch seine älteren Schüler beherrschten es. Roda Wieser zum Beispiel gebraucht die Zeichen reichlich, aber sie distanziert sich dabei von diesem Gebrauch, indem sie die „alten Zeichen“ immer etwas herablassend von den salonfähigen Rhythmusmerkmalen differenziert. Es erinnert manchmal an den Kavalier, der gewisse Damen nachts aufsucht, jedoch tags Unter den Linden nicht von ihnen gegrüßt werden will. Die jüngere Generation der Klagesschule hat keinerlei positive Beziehung mehr zu den alten Zeichen. Sie bemerkt und gebraucht sie nicht mehr. Ihr Werkzeugkasten ist leer.

Die eben zitierten Äußerungen von Klages erklären den seelischen Hintergrund der ganzen Entwicklung. Die Systemgraphologie hat die Zeichen verdrängt. Sie stand vor dem von Klages geschilderten Konflikt: Auf der einen Seite die Forderung der Praxis, diese Zeichen zu verwenden. auf der anderen Seite paßten sie nicht ins System, drohten die wissenschaftliche Reputation desjenigen zu gefährden, der sich mit ihnen befaßte. Ihre

Sichtung, Abbildung und Einordnung, ihre Erklärung war schwierig, manchmal gar nicht möglich und bildete eine ungeheure, Bände füllende Aufgabe.

Vor dieser Aufgabe ist die deutsche Systemgraphologie (natürlich mit Ausnahmen, vor allem Pulvers und Ania Mendelsohns,) ausgewichen, meistens in die Mystik und Metaphysik, aber auch in alle möglichen anderen Richtungen. Trotzdem wird die deutsche Graphologie sich der Aufgabe stellen müssen. Denn mit dieser Verdrängung hat die bereits ungesunde Dimensionen annehmende Kluft zwischen Theorie und Praxis, Theoretikern und Praktikern begonnen, auch die Entfremdung gegenüber der westlichen Graphologie, deren Tatsachensinn diese Kluft zwischen Theorie und Praxis nie mitmachen kann. Und schließlich droht für die deutsche Nachwuchsgeneration der ganze große Beobachtungs- und Erfahrungsschatz verlorenzugehen, auf den die graphologische Praxis nicht verzichten kann.

Es wäre unfair, nicht zu unterstreichen, daß nicht nur fast alle Praktiker, sondern auch eine Anzahl von Theoretikern und Anhängern der Systemgraphologie sich vor dieser Einstellung zu den Zeichen bewahrt haben, ja sogar Versuche gemacht haben, einen Ausgleich zwischen System und Zeichen zu finden. Ich verweise hier vor allem auf einen Aufsatz des Studienrates Hans Lohl „Allgemeine und besondere Schriftmerkmale ein Gegensatz?“, der in der Dezembernummer 1948 der inzwischen eingegangenen „Zeitschrift für Graphologie und Charakterkunde“ erschien.

Diagnostische Wissenschaften, Medizin, Psychologie und auch die Graphologie können in ihrer Praxis der Symptombeurteilung nicht entraten. Auch die Gegner der Zeichen unter den deutschen Systemgraphologen müssen wieder lernen, nicht nur den Wald, sondern auch die Bäume zu sehen.

4. Ausblick

Es werden seit Kriegsende immer wieder besorgte Rufe ausgestoßen, die vor einer Krise in der deutschen Graphologie warnen, zuerst von Junge, zuletzt von Roda Wieser. Walter Hegar hat beruhigend darauf hingewiesen, daß eine solche Krise eine natürliche und darum notwendigerweise hinzunehmende Folge des Wachstums der Graphologie und ihrer Anerkennung als Wissenschaft sei. Wir haben Ähnliches in der Medizin sowohl als in der Psychologie erlebt. Es gibt heute vielerlei Heilkünste und nicht eine Psychologie, sondern viele, deren Denominationen nur aus umfangreichen Spezialwörterbüchern zu erlernen sind. Solch eine Entwicklung hat jedoch ihr heilendes Gift in sich selbst, da die Erkenntnis, daß es nicht mehr auf einem Wege geht, schließlich toleranter macht und dazu führt, sich darüber zu einigen, wie weit man gemeinsam, wie weit man verschiedene Wege geht. „One can also agree to disagree.“

Solch eine ökumenische Einigung setzt aber gerade die Vielfalt voraus, und ihre wahren Feinde sind nicht die Ketzer, sondern die Gralshütertypen, die an einer Gleichschaltung festhalten wollen. Eine solche Entwicklung ist auch der Verbreiterung zu einer Weltgraphologie günstig. Die Voraussetzungen sind stärker gegeben als je zuvor, seit die deutsche Graphologie mit der französischen brach. Ich habe hier nicht den Raum, mich mit der Entwicklung der Graphologie in den außerdeutschen Ländern zu befassen, und muß wieder auf mein Buch „Graphologie für alle“, das eine solche Darstellung enthält, und auf die Bibliographie französischer und anglo-amerikanischer Werke in diesem Buche hinweisen. Das Festhalten der großen Mehrzahl der deutschen Praktiker auch an der alten Graphologie, die Tätigkeit der Schweizer und der Emigranten, eine mehr vermittelnde Haltung einzelner graphologischer Schulen haben die ersten Brücken zwischen den nationalen Auffassungen geschlagen.

In Frankreich sind Klages und Pulver zum Teil erst jüngst übersetzt worden und die Franzosen haben die Klagessche Ablehnung von Crépieux-Jamin mit realistischem common-sense als eine spezifisch deutsche Antwort auf die gemeinsamen graphologischen Fragen klassifiziert. Eine Bemerkung von Raymond Trillat im Vorwort zu seiner „Graphologie pratique“ sei als bezeichnend hier abgedruckt: „Crépieux-Jamin formulait dès 1894 dans ‚l'Écriture et le Caractère‘ les principes de ‚Résultantes‘ qui sont l'élément vital de toutes les méthodes. Les ‚Espèces‘ et les ‚Genres‘ définis par lui ont étiqueté patiemment de nombreux aspects de l'écriture. Parallèlement Klages le promoteur du ‚Formniveau‘, dont l'esprit scientifique répond du savoir méticuleux de l'allemand, a utilisé de nombreux éléments de Crépieux-Jamin, mais sa méthode correspond plus parfaitement par son automatisme à la pensée germanique.“

Die Entwicklung einer intellektuellen Disziplin vollzieht sich nicht isoliert, sondern im Rahmen einer geistigen Gesamtentwicklung. Seit dem Zusammenbruch bereitet sich auch in der deutschen Jugend eine neue Entwicklung vor, getragen von einer starken Sehnsucht weg aus der Isolation zur europäischen Vereinigung, erfüllt von einem Widerwillen dagegen, in den Prügelklassen das Schönschreiben lernen zu müssen, sich die individuelle Entwicklung von der rodenden Hand des Zuchtmeisters ausjäten zu lassen und nach Führerworten zu einer Mischung von Hunden, Leder und Stahl erzogen zu werden. Diese realistische, den großen Worten abholde Jugend zieht die Realität der kleinen Freiheiten und Errungenschaften dem Eskapismus in die große Freiheit der Metaphysik und Mystik vor. Es ist in ihrem eigenen Interesse zu hoffen, daß die deutsche Graphologie die neuen Proportionen und Perspektiven rechtzeitig wahrnimmt und die Zeichen richtig deutet.

HANS PAESCHKE / ZEITGEIST UND ZEITSCHRIFTEN DES WESTENS (II)

II. Italien

In dem ersten Artikel über ausländische Zeitschriften (NDH Heft 37) war am Beispiel der französischen Zeitschriften ein recht dunkles Bild von dem geistigen Vakuum zu entwerfen, in dem der heutige Intellektuelle sich bewegt. Wie sieht es nun in Italien und in England aus?

Nimmt man, von Frankreich kommend, die italienischen Zeitschriften zur Hand, so tritt man zunächst aus diesem Dunkel in eine Art von Halbdunkel hinüber. Die Konturen der geistigen Landschaft werden zugleich unschärfer und lichter, die Diskussionen nicht weniger bitter, aber weniger verbittert. Die radikalen Antithesen weichen den Zwischentönen, die tragischen Akzente den melodramatischen. Der geistige Puls schlägt nicht so hart, aber er schlägt schneller.

Vielleicht ist das italienische Temperament des raschen und spontanen Sich-Aussprechens noch nie so stark auch innerhalb der Intelligenz hervorgetreten wie heute. Es gibt seit dem Krieg in der europäischen Presse kein besseres Feuilleton als die sogenannte „terza pagina“ der italienischen Tageszeitung. Die einflußreichen Wochenschriften wie „Oggi“, „Epoca“, „Tempo“, „L'Europeo“, „Il Mondo“, „Espresso“ haben ihre Vorbilder, die altberühmten französischen Hebdomadaires, an Zahl und Qualität überflügelt. Rein quantitativ gibt es sogar für die eigentlichen Zeitschriften eine Parität; doch geht hier die Häufung oft auf Kosten des eigenen Profils, sofern nicht ein Kopf von Rang die Führung übernimmt, wie – nach dem Vorbild von Benedetto Croce, der über vierzig Jahre lang seine berühmten „Critica“

herausgab und meist selber schrieb – nach dem Kriege Elio Vittorini mit der Revue „*Politico*“, heute Alberto Moravia mit „*Nuovi Argomenti*“ und Ignazio Silone mit „*Tempo Presente*“. Freilich ist es immer wieder staunenswert zu sehen, wieviel Städte dieses armen und kulturell dezentralisierten Landes ihren Ehrgeiz darein legen, eine Zeitschrift zu unterhalten – oft mit Hilfe von Stiftungen der provinziellen Fremdenverkehrsorganisationen. Die meisten dieser Zeitschriften gleichen Bienenschwärmen: da werden thematisch alle nur denkbaren Probleme aus allen Gebieten und der Literatur aller Länder begierig aufgesogen, und ideologisch reichen die verschiedensten Temperamente: bittere Skepsis, nüchterne Sachlichkeit und sozialreformerisches Pathos einander die Hände. Dahinter steht ein unverwundlicher, ebenso uralter wie naiver Glaube an die Humanität des Menschen. In welchem Lande Westeuropas wäre es heute noch möglich, daß führende Intellektuelle, ausgestattet mit dem ganzen Kritizismus ihrer Schicht gegenüber Bürokratismus und Massendemokratie, sich zu einem Aufruf für eine neue „Partei der Wahrheit und sozialen Gerechtigkeit“ zusammenfinden, wie dies vor einiger Zeit auf dem letzten sozialistischen Parteikongreß geschah?

Die Gründe für diese relativ starke Vitalität oder besser Impulsivität, die die italienische Intelligenz innerhalb derjenigen Westeuropas heute auszeichnet, sind indes weniger nationalpsychologischer als historischer Natur. Entscheidend dürfte die Pause gewesen sein, die der Geist dieser Nation im 18. und 19. Jahrhundert eingelegt hat und die sich heute vielleicht als eine schöpferische Pause erweist. Der italienische Intellektuelle unserer Zeit ist zugleich jünger und älter als seine europäischen Kollegen. Er ist älter, weil seine Traditionen in historisch tieferen Schichten verankert und noch unmittelbar an die Bildungsideale und Stilformen des klassischen Humanismus, der Renaissance und des Barocks angeschlossen sind. (Mit Recht hat man, um ein Beispiel für viele aus der modernen Literatur zu nennen, von Moravia gesagt, seine Huren sprächen wie römische Gräfinnen des 17. Jahrhunderts). Und er ist jünger, weil er von den modernen Ideologien, die sämtlich ihre Wurzeln im 19. Jahrhundert haben, geistesgeschichtlich weniger stark geprägt ist als die Intelligenz der anderen Länder, vor allem Frankreichs, an dem die Erbschaft dieses Jahrhunderts heute zehrt. Infolgedessen verkraftet er auch leichter den Prozeß der Auszehrung, dem diese Ideologien heute unterworfen sind. Das gilt für den Nationalismus, diese Mutteridee des 19. Jahrhunderts, von der sich Italien unter allen Nationen nach dem Krieg am schnellsten freigemacht hat: wer hier nicht provinziell denkt, denkt international. Und es gilt vor allem von der großen Auseinandersetzung zwischen Links und Rechts, Revolution und Gegenrevolution, Sozialismus und Bürgertum, die in Italien nur in ihrer letzten und extremsten Phase bewußt verarbeitet wurde – nämlich in dem unmittelbaren Zusammenstoß von Faschismus und Kommunismus. Dieser Vorgang wirkte wie eine Elektrisierung. Fast alle italienischen Intellektuellen wurden, vom Faschismus nach links gedrängt, zunächst Kommunisten, und fast alle lösten sich in den letzten zehn Jahren Schritt für Schritt davon los, ohne darum Anti-Kommunisten zu werden. Vielmehr wurden sie zu sogenannten „*Terzaforzisti*“, d. h. Vertretern einer dritten Kraft, unermüdlich auf der Suche nach einer neuen Position jenseits der alten Fronten. Eine heimatlose Linke auch hier – aber eine, die diese Heimatlosigkeit nicht nur als Entwurzelung und Selbstentfremdung erlebte, sondern auch als mögliche Freiheit zu neuen Experimenten. Die Traditionen stehen hier nicht wie in Frankreich im Wege, sie stehen als die älteren, ja gleichsam zeitlos geworden im Rücken; sie fesseln nicht nur, sondern sie tragen auch zugleich. Und um so beweglicher, welt-offener, leichtlebiger und wohl auch leichtfertiger gibt man sich den Modernismen hin und spielt mit ihnen.

Dritte Kraft also, Vermittlung zwischen den politischen Positionen, den nationalen Kulturen und den künstlerischen Stilformen – das ist die in vielen Solostimmen variierte und immer

eine Grundpartitur der italienischen Zeitschriften. Nicht wenige dieser Stimmen klingen ein wenig hohl; allzu leicht gerät man zwischen allen Fronten in einen luftleeren Raum, wo Akrobaten zu Hause sind. Das wird vor allem im Bereich der Literatur und der Künste deutlich. Hier hat Italien in den letzten Jahrzehnten mit Futurismus, Verismus, zuletzt dem Neorealismus alle modernen Experimente allzu schnell und hastig absolviert. Gleichzeitig hatte Croces geistige Diktatur über Italien die Herrschaft des Formalismus in der Dichtung aufgerichtet. Beide Momente wirken heute zusammen in dem Bewußtsein der jungen Literaten, in ihrem Handwerk zur bloßen Manier, zu einem modernen Manierismus sozusagen verurteilt zu sein. „Wir stehen am Ende unserer Rebellionen des Verrücktspiels und brauchen eine Literatur der Diskretion“, verkündet dagegen die neugegründete Mailänder Zeitschrift „*I Verri*“ unter bewußtem Rückgriff auf klassizistische Vorbilder – und die meisten anderen literarischen Revuen wie „*Paragone*“, „*Stagione*“, „*Convivium*“, „*Letteratura*“ folgen dieser Parole. Gleichzeitig aber stürzt man sich im Gefühl, hinter der Zeit zurückzubleiben, um so heftiger auf die moderne Dichtung des Auslandes. Nirgendwo in Europa wird mit solchem Eifer, sogar auf Kosten der eigenen Stimmen, fremde Dichtung, namentlich englische und amerikanische Lyrik, übersetzt. Es ist, als habe man das alte italienische Sprichwort vom „Traduttore traditore“ ganz vergessen. Eine Ausnahme macht nur die international bekannte römische Zeitschrift „*Botteghe Oscure*“, die halbjährlich in umfangreichen Bänden Poesie und Prosa der Avantgarde aller Nationen in der Originalsprache nebeneinander präsentiert – auch dies ein Versuch, wie er heute nur in Italien möglich ist, und ein Zeugnis für den fast hemmungslosen, für alle Einflüsse empfänglichen Internationalismus seiner literarischen Intelligenz.

Etwas handfester geht es dank der starken sozialen Spannungen auf dem politischen Sektor zu. Aber auch hier bewegen sich die Zeitschriften zumeist zwischen den Polen Christentum und Kommunismus, Kapital und Arbeit, Humanismus und Technokratie wie an einem Trapez hin und her. Eine jede will das beste Kunststück vollbringen, indem es eine Tendenz gegen die andere ausspielt. Katholische Revuen wie „*Idea*“ oder „*Humanitas*“ suchen über den niederen Klerus in der Provinz Kontakte zum Marxismus; sozialistische wie „*Comunità*“, „*Critica sociale*“ und „*Criterio*“ bemühen sich mit Unterstützung großindustrieller Kreise um eine Revision der seinerzeit vom Faschismus entworfenen syndikalistischen Theorien. Am wenigsten zeigen sich die politisierenden Literaten. Unter Führung von Moravia provozieren sie in den „*Nuovi argomenti*“ gleichzeitig den bürgerlichen und den kommunistischen Konformismus, indem sie Vertreter von links und rechts ums Wort bitten und einer Kontroversbehandlung unterwerfen. Am weitesten links stehen die Freigeister unter den durchaus bürgerlichen Professoren, die sich vor allem um die Florentiner Zeitschrift „*Il Ponte*“ sammeln. „Wir haben zehn Jahre christliche Demokratie und Millionen von Hungernden“, klagte der Begründer und Herausgeber Pietro Calamandrei kurz vor seinem Tode im Herbst 1956. Sein Held ist Danilo Dolci: ein Gandhi Italiens, ein würdiger Sohn des hl. Franziskus, Filippo Neris und Don Boscos – so nennt er in einer pathetischen Verteidigungsrede diesen Mann, der ohne Staatsauftrag mit den Proletariern aus der Umgebung von Palermo Straßen baute, vor eineinhalb Jahren vor Gericht gestellt wurde – und dessen Prozeß die italienischen Intellektuellen stärker in Atem hielt als der Montesi-Prozeß.

Und dies nicht ohne Grund. Denn der Süden ist das große Fangnetz an ihrem politischen Trapez. Hier blutet wirklich das Herz des Landes. Das Elend des Mezzogiorno, dessen Bekämpfung sich in einem ewigen Wettlauf mit dem ständig wachsenden Geburtenüberschuß Süditaliens befindet: das ist nicht nur der immer sichere Hort der Kommunistischen Partei, wenn ihr Prestige im Norden sinkt, wie gegenwärtig unter dem Eindruck der Ereignisse in Ungarn und Polen, es ist zugleich die große Legitimation für viele Intellektuelle,

das Gespräch mit dem Kommunismus nicht abubrechen, auch wenn sie ihm längst abgeschworen haben. „Wie werden wir mit dem außermarxistischen Kommunismus fertig?“, so fragt die Zeitschrift „*Nord e Sud*“, die sich mit vielen ihrer Kollegen besonders dem Sozialproblem des Südens widmet. Ihr Titel bezeichnet die italienischste aller Fragen, bei der sich Pathos und Rhetorik der italienischen Kulturkritik zu echter Leidenschaft verdichten.

Sieht man von diesem Thema ab, so wird nur in wenigen Zeitschriften aus dem Trapez ein Reck, aus dem vermittelnden Spiel zwischen den Fronten eine eigene Position. Es ist die Position von „*Tempo presente*“, den Silone zusammen mit Nicola Chiaromonte seit einem Jahr innerhalb des Zeitschriftenpools des Kongresses für kulturelle Freiheit in Rom herausgibt. Hier paart sich auf beste Weise der Internationalismus mit dem schwerblütigen Temperament eines Mannes, der heute zwar nicht künstlerisch, aber moralisch eines der stärksten Gewichte des Landes darstellt. Silone macht ernst mit der eigentlichen Gewissensfrage jeder sogenannten dritten Kraft. Was tun wir in einer Welt, in der die Traditionen tot, die Ideologien verfälscht, die Begriffe entwertet und alle großen Institutionen der menschlichen Gesellschaft, seien es Kirche, Staat, Klasse oder Partei, zu bloßen Interessenverbänden geworden sind? Wie die modernen Franzosen verklagt Silone die Epoche, aber nicht dialektisch wie Sartre, spöttisch wie die Ästhetiker des „*L'Art pour L'Art*“, weltflüchtig wie die Mystiker und Manichäer; er tut es in einer besonderen italienischen Mischung zugleich optimistisch und pessimistisch – oder, um mit Simone Weil zu sprechen, die er unentwegt zitiert, in einem wider die Hoffnung hoffenden ständigen Appell an die Gerechtigkeit und Wahrheit in dieser Welt. In diesem Sinne geht seine Zeitschrift den modernen Nihilismus ganz konkret und praktisch an. Was wir namentlich in Deutschland den *Pseudo*-charakter unserer Kulturverhältnisse nennen und allzu oft als Alibi für unsere Indifferenz benutzen, wird hier ins Subjektive gewendet und heißt „*Malafede*“, d. h. von uns persönlich zu verantwortender Mißbrauch, als der jedes Mißverhältnis zwischen Sagen und Tun immer wieder zu entlarven ist. Unermüdlich bleibt man am Gegner – zuletzt in einem offenen Briefwechsel über politische Literatur zwischen Silone und dem Leiter des Instituts für Weltliteratur in Moskau, Ivan Anissimow, den dieser nach dem zweiten Brief empört abbrach. „Können wir schon nicht mit den Sowjets sprechen“, erklärt dazu Silone, „so müssen wir wenigstens für sie sprechen.“

Bezeichnend für diese Gesinnung eines idealistischen Realismus ist der Text einer Umfrage an die Intellektuellen, die „*Tempo presente*“ im Dezember- und Januar-Heft veröffentlichte. Ist die Sache der Wahrheit und Menschlichkeit noch mit der Sache einer Partei, eines Staates oder irgendwelcher Organisationen, ist ein politisch und sozial engagiertes Denken noch mit einem Denken aus persönlicher, von Opportunismus freier Wahrhaftigkeit vereinbar? Während die beteiligten Franzosen diese Frage entweder mit Nein beantworteten oder als tautologisch ablehnten, gingen die Italiener durchweg mit einem Sowohl-Als-auch auf diese Alternative ein. Sie finde ihre Lösung im Prinzip eines Entscheidens von Fall zu Fall im Rahmen des Möglichen und auf der Basis einer für alle Standpunkte offenen „Disponibilità“, eines sich Zur-Verfügung-Haltens. In diesen Antworten wurden sehr eindringlich die Grundstrukturen offenbar, die die politische Ethik des italienischen Denkens von Cicero bis Machiavelli und Vico bestimmt haben. Es ist eine Ethik, die sich auf den Doppelsinn des römischen Wortes „*virtus*“ gründet: *virtus* im Sinne von Tugend und im Sinne von Virtualität, als Kraft im Stande der Einsatzbereitschaft.

Dieses Denken ist heute, im Zeitalter der Relativität, des Funktionalismus und der Ablösung des alten Substanzbegriffes durch den der Energie, von überraschender Aktualität. Hier bahnen sich neue Verbindungen an zwischen einem traditionell verankerten lateinischen Pragmatismus und dem der modernen technischen Welt. Unter den Zeitschriften, die mit

Untersuchungen zu den Fragen der mathematischen Logik, der Linguistik, der Technologie und des Industrial Design vortreffliche Pionierarbeit leisten, nenne ich die Mailänder Revuen „*Aut-Aut*“ und „*La Civiltà delle Macchine*“. Denkt das Herz Italiens heute vor allem an seinen Süden, so der Kopf um so intensiver über seine nationalen Grenzen hinaus nach Norden. Aber es ist nicht mehr der deutsche Norden, der in Gestalt der Geschichtsphilosophie Croces lange Zeit herrschend war, und auch nicht mehr der französische, von dessen rationalen Ideologien man sich ironisch distanziert – es ist der Norden Anglo-Amerikas und seines empirisch und positivistisch bestimmten Denkens.

III. England

Der Schritt von Italien nach England, den wir jetzt zu tun haben, ist soziologisch gewiß ein Riesenschritt aus einem Raum mit hohen in einen mit niedrigen sozialen Spannungen. Geistig indessen ist er heute kleiner als etwa der Schritt von uns oder von Paris nach London. Der eigentliche Grund für diese Beobachtung liegt wohl in der Distanz, die England von je gegenüber den ideologischen Systemen des Kontinents eingehalten hat. Unter dem Eindruck des Wirrwarrs und der Auflösung dieser Systeme fühlt es sich in dieser Distanz einerseits bestätigt, andererseits bedroht. Und so betont man heute um so mehr halb irritiert und halb verstockt seine britischen Eigenheiten; man gibt sich noch ein wenig nüchterner und schüchterner, praktischer und diskreter, stoischer und sarkastischer – und vor allem antiintellektueller als gewöhnlich. Dahinter steht zugleich die Sorge eines alten Piratengeistes um den Verlust seiner Sonderrolle, den Verlust der Chancen für den Outsider in einer total organisierten Welt. Fakten, nicht Theorien, und Männer statt Programme; Experimente, nicht Doktrinen, und Dichter statt Ontologen – so etwa lautet, fast zu pointiert, das Leitmotiv fast aller Themen der englischen Zeitschriften. Was aber die große Auseinandersetzung der romanischen Intellektuellen um den Sozialismus und Marxismus betrifft – so fragt man in einem perfektionierten Wohlfahrtsstaat wohl am besten den Steuerfachmann oder einen guten Schriftsteller für Utopien im Stile von Orwell. Ist das Frage- und Antwortspiel um linke oder rechte Ideologie wirklich noch viel mehr als eine Art French Can-Can zur Unterhaltung der alles nivellierenden Middle-Class? Entweder hat der Intellektuelle ihr gegenüber das Zeug zum Nichtkonformisten wie jeder echte Individualist von eh und je – oder er mag sich von Toynbees echt englischer These darin belehren lassen, daß er und nicht der Arbeiter heute jenen sich selbst entfremdeten Proletarier verkörpere, den Marx vor hundert Jahren analysierte.

Man würde sich nun sehr täuschen, wollte man diesen Desillusionismus der heutigen britischen Intelligenz nur als einen Ausdruck ihres Snobismus und ihren Gleichmut als Gleichgültigkeit ansehen. Er ist vielmehr die Frucht eines langen und höchst schmerzlichen Prozesses der Ernüchterung. Mit Recht hat Ortega einmal gesagt, England erlebe die politischen und geistigen Krisen des Abendlandes oft zuerst, weil sie hier ungefiltert von abstrakten Ideen unmittelbar aufs Bewußtsein stießen. Das gilt in gewissem Sinn auch für die Kulturkrise unserer Zeit. Man kann das sehr gut an dem Dekadensystem ablesen, in das die moderne englische Literatur ihre Entwicklung seit dem ersten Weltkrieg einteilt. Gleichwie die sogenannten Twenties, die Zwanziger, mit Joyce und dem jungen Eliot den späteren existentialistischen Katzenjammer über die Ichverlorenheit und Heimatlosigkeit des Menschen vorweggenommen haben, so die Dichter und Spanienkämpfer der Dreißiger mit Auden, Isherwood und Spender die spätere Erfahrung der heimatlosen Linken von Sinn und Vergeblichkeit des politischen Engagements – und so die Vierziger, die sich um die Zeitschrift „*Horizon*“ sammelten, mit ihrem Herausgeber Connolly, mit Angus Wilson, Christopher Fry und zuletzt Dylan Thomas Glanz und Elend des heutigen, ins formalistische Spiel entthobenen Ästhetizismus.

Die Intellektuellen der Gegenwart, die Fifties, fühlen sich also als Erben einer langen Kette von Enttäuschungen, von frustrations, wie man in England sagt. Was bleibt ihnen anderes als ein Rückzug auf die altbritischen Qualitäten schonungsloser Nüchternheit? Sich nichts vormachen, ein guter Verlierer sein, sich keiner Idee verpflichten, die man nicht in die Tat umsetzen kann – so heißt es mit einem ingrimmigen Blick zurück, um mit dem Titel des Erfolgsstückes des jungen Dramatikers John Osborne „Look back in Anger“ zu sprechen, das die Formel für eine ganze Bewegung junger literarischer Halbstarker, der sogenannten „angry young men“, abgab. „Seien wir zufrieden, daß das Sues-Abenteuer mit unserer Politik des Prestige à la française ein Ende gemacht hat“, so steht es wörtlich in der von Stephen Spender herausgegebenen Zeitschrift „Encounter“. Bekennen wir, daß die ungarische Oktoberrevolution wie seinerzeit der spanische Bürgerkrieg unsere Jugend zur Teilnahme hätte begeistern müssen und es nicht getan hat, weil uns die eigene Idee von Freiheit fehlt – schreibt die Revue „The Twentieth Century“, die 1950 die Nachfolge der 75jährigen liberalen Zeitschrift „The Nineteenth Century and after“ antrat. „Glauben Sie, daß der heutige englische Schriftsteller den unmittelbaren Problemen der menschlichen Freiheit, wie sie sich in Ungarn oder auch bei der Frage der Atomwaffen stellen, im Unterschied zu den Dreißigern gleichgültig gegenübersteht?“ so fragte John Lehmann, der frühere Herausgeber der literarischen Sammelbände „New Writing“ in seiner neuen Zeitschrift „The London Magazine“. Er fragt konkreter als Silone und ohne an große Worte wie Wahrheit und Politik zu appellieren. Und die Mehrzahl der Befragten antwortet mit einem Ja. Die Atomwaffen, bemerkt der Schriftsteller Roy Fuller in Umkehrung eines deutschen Sprichwortes und wohl auch unserer Manie, möglichst unlösbare Probleme zu diskutieren – „das ist genau jene Art von Wald, die verhindert, daß man die Bäume sieht, Stoff für die Journalisten, nicht für die Imagination“. Spender ergänzt: „Ich wüßte nicht, was man zur H-Bombe sagen sollte, weil man nichts dazu tun kann. Die einzige Aufgabe, die die H-Bombe uns stellt, liegt in der Verpflichtung, unbekümmert um sie Werte zu schaffen, die die Zivilisation wertvoller erscheinen lassen. Der Geist kann nur retten, insofern er schafft.“ Das sind Musterbeispiele englischen Realismus.

Mit diesen drei eben genannten Revuen ist der Kreis der englischen Kulturzeitschriften bereits geschlossen. Und nimmt man noch „The Month“ hinzu, das führende Organ des englischen Katholizismus, der heute mit den beiden Romanciers Graham Greene und Evelyn Waugh das Erbe der großen Kulturkritiker Chesterton und Hilaire Belloc fortzuführen sucht – so ist dieser Kreis im Grunde ausgeschritten. England war nie ein Land für Zeitschriften, die nun einmal von der Liebe zu intellektuellen Diskussionen leben; es ist es heute im Zeichen des geistigen Vakuums weniger denn je. Man gründet hier keine Organe, um über den Tod der Ideologien zu lamentieren, und stellt sie ein, wenn der Wind sich dreht. So tat es vor dem Kriege Eliot mit seiner Zeitschrift „Criterion“, als die politisch engagierten Dreißiger die Herrschaft übernahmen; so Cyril Connolly mit „Horizon“, als die Vierziger den Ästhetizismus ausgeschrieben hatten. Keine der Neugründungen gleich nach 1945 wie „Changing World“ oder „The World Review“ überlebte die kurzfristigen Illusionen der ersten Nachkriegsjahre. Zwar gibt es noch immer Vertreter der sogenannten „Little Review“, die meist von einem privaten Mäzen finanziert ist und vor kleinem Kreis neue Talente, zumeist Lyriker, vorstellt, aber man diskutiert hier keine Probleme. Der freie Intellektuelle, der sich nicht hinter sein Werk zurückziehen kann, drängt heute entweder in eine akademische Stellung, oder er wandert in die Publizistik ab, die davon freilich profitiert. Der klassische britische Journalismus hat im Unterschied zu dem der meisten anderen Länder nichts von seiner Qualität eingebüßt. Und die bekannten Wochenschriften „Spectator“, „The New Statesman and Nation“, „Time and Tide“, aber auch die Sonntagsausgaben der Zeitungen, nicht zu vergessen das berühmte „Times Literary Supplement“

und das Organ des Dritten Programms der BBC „*The Listener*“ – sie alle stehen auf einem kulturellen Niveau, das heute annähernd nur von den italienischen Wochenschriften erreicht wird.

Befragt man nun die wenigen Kulturzeitschriften nach ihrer Position, so erhält man Antworten, die zum Teil fast wörtlich übereinstimmen. Was für eine Zeit, in der wir noch Ideale, Hunger und soziale Streiks hatten, schreibt Spender im Rückblick auf die dreißiger Jahre in „*Encounter*“. Da hatten wir auch noch Schriftsteller, die im Vergleich mit der gegenwärtigen Kunst der Mimikri echte Giganten waren, erwidert John Lehmann im „*London Magazine*“ im Gedenken an die Autoren seines „*New Writing*“. Und eine Gesellschaft, gegen die es sich zu opponieren lohnte, und keinen anonymen Octopus, ergänzt „*The Twentieth Century*“ mit einem tiefen Seufzer über den sozial nahezu vollkommen ausbalancierten englischen Wohlfahrtsstaat. Zwischen der Sehnsucht nach den Stürmen der Vergangenheit und einer noch so leichten neuen Brise kreuzt man beharrlich und mit viel Selbstironie in der Flaute eines grauen Alltags.

Auch die Leitfiguren unserer drei Zeitschriften sind identisch. Auf der Seite der Vorbilder stehen Orwell und David Herbert Lawrence an erster Stelle: der eine als der Mann, der vom Sozialismus herkam und seine Enttäuschung künstlerisch überwand, ohne zu neuen politischen oder religiösen Dogmen zu konvertieren; der andere als der Mann, der das lebendige Leben und den Instinkt verherrlichte und den man heute gern einerseits gegen Eliots gedanklichen Mystizismus, andererseits gegen den mittelständischen Puritanismus und die *Austerity*-Phase des Labour-Regiments ausspielt. Auf der Seite der Hoffnung auf einen neuen Rebellen stehen zur Zeit zwei 27jährige: einmal Colin Wilson, der Autor des Bestsellers „*The Outsider*“, der seinen frühen Ruhm in England viel weniger der fragwürdigen Qualität seines Buches als der Tatsache verdankt, daß er es sich als Bohemien außerhalb des herkömmlichen Bildungsganges erarbeitete, und zum anderen John Osborne mit seinem Stück „*Look back in Anger*“, weil dieses den Nihilismus und die Vereinsamung des einzelnen nicht ideologisch oder mythologisch transponiert, sondern in das Gewand der Gesellschaftskritik kleidet. Der Wohlfahrtsstaat, das ist heute der Alptraum aller englischen Intellektuellen.

Dementsprechend ist man besonders melancholisch in „*The Twentieth Century*“, das sich vor allem soziologischen Themen widmet. „*Timeservers*“, („Zeitdiener statt Rebellen“) und „Keine Zeit für Tragödien“ lauten die Titel der letzten Leitaufsätze. Ein Sonderheft über die neueren Universitäten, die sogenannten Redbricks, d. h. die Rotziegel, deren Einfluß gegenüber den traditionellen Hochschulen wie Oxford und Cambridge ständig zunimmt, entwirft ein erschütterndes Bild von dem gegenwärtigen, rein technisch orientierten Bildungskonformismus. – Etwas hoffnungsfreudiger gibt sich das rein literarische „*London Magazine*“. Die neue Lyrik, die sich hier vorstellt, ist zwar dürrig, wird aber doch als Reaktion auf die intellektuell überfrachtete Dichtung eines Eliot und Auden begrüßt. In der Prosa erwartet man sich neue Impulse von der Literatur derjenigen Länder des Commonwealth wie Südafrika, Kanada und Westindien, in denen sich bei Dominanz des Englischen verschiedene sprachliche Einflüsse kreuzen. Besondere Hoffnungen erweckt ein Sonderheft über die neuen Dramatiker und das Theater, das seit den Elisabethanern die große englische Zuflucht vor dem Konformismus zu sein pflegt – einstmals dem puritanischen, heute dem der Technik.

Mit der letzten unserer drei Kulturzeitschriften, mit „*Encounter*“, die Spender zusammen mit dem Amerikaner Irving Kristol herausgibt, schließt sich der Ring und öffnet sich zugleich am stärksten der Welt. Von allen Zeitschriften des Pools, den der Kongreß für kulturelle Freiheit gründete, ist „*Encounter*“ die zugleich internationalste und nationalste.

Sie dankt dies einer überaus glücklichen Konzeption. An die Stelle des klassischen Dialogs mit dem Kontinent, der seine fruchtbaren Spannungen weitgehend eingebüßt hat, setzt man den neuen Dialog mit Amerika. Infolgedessen entfällt hier jenes irritierte Unbehagen, mit dem heute viele englische Intellektuelle um das Problem kreisen, inwieweit man noch insular denken könne, solle, müsse oder nicht. Man hat wieder einen Partner, zu dem man in Spannung und Distanz treten kann. Und es ist höchst interessant, den Wettlauf zu beobachten, den hier amerikanische und englische Köpfe nebeneinander und oft zum gleichen Thema bestreiten. Die ersteren gleichen in ihrer Sachbeflissenheit ein wenig dem Hasen, an dessen Methodik sich der Igel anhängt, ohne sie als System grundernst zu nehmen. Philosophie als pragmatische Wissenschaft und logische Analyse statt Spekulation – sehr gut so, ruft dieser Igel am Ziele aus, aber das wußten bereits unsere großen englischen Empiristen. Literaturkritik als New Criticism, als Kritik von Wortbedeutungen statt von geistesgeschichtlichen Ideen – vortrefflich, aber so verfuhr schon Dr. Johnson, bemerkt Herbert Read, und noch hat keiner eine Theorie ohne Phantasie geboren und kein Dichter genau gewußt, was er dichtet.

In dieser Weise relativiert das englische Encounter ständig das amerikanische¹⁾. Und es erfüllt damit an einem wichtigen Standort des neuen geistigen Weltgesprächs eine eminent europäische Aufgabe. „Die europäische Kultur“, so formuliert es Spender in einem Aufsatz vom Mai 1956, „ist die einzige Kultur der Welt, die revolutionäre Kraft mit einem Sinn für Traditionen zu vereinbaren vermocht hat – die einzige, in der auch und gerade heute noch kein unüberbrückbarer Abgrund zum Gestern klafft. Nicht Amerika und Asien werden uns, wir werden ihnen zu helfen haben. Amerika hat das bereits verstanden und wird sich in der nächsten Zukunft stärker europäisieren, als Europa sich jemals amerikanisieren wird.“

Ob diese letzte Behauptung stimmt, das wollen wir an Hand der amerikanischen Kulturzeitschriften in einem abschließenden Artikel untersuchen.

¹⁾ „Man scheut dabei keineswegs vor scharfer, ja schmerzlicher Kritik an maßgebenden eigenen Leistungen zurück. Voran steht Toynbees Werk, das heute in Amerika und Indien Triumphe feiert, während es in England nicht nur von seiten der Zunft wachsenden Widerständen begegnet. Nach Veröffentlichung der letzten 4 Bände der „Study of History“, die in der Forderung nach einer neuen, alle bisherigen religiösen Offenbarungen als Teilaspekte der ewigen Wahrheit einbeziehenden, ökumenischen Weltreligion gipfeln und in dieser die einzige Rettung des Abendlandes erblicken, schrieb Angus Wilson in „Encounter“: „Eine solche Mischung von Utopismus, Pessimismus und historischem Determinismus mag einem Romancier wie Aldous Huxley erlaubt sein. Bei einem Toynbee fordert sie Kritik heraus. Wir haben im Falle Marx und Spengler einiges von den Wirkungen solcher historisch begründeten Heilslehren erfahren. Nur gut, daß die angelsächsische Welt, zu der Toynbee spricht, so solide mit Empirismus gewappnet ist.“ In der Juni-Nummer 1957 von „Encounter“ beschuldigt der junge Historiker Trevor-Roper in einem der schärfsten Angriffe, die die neuere Geistesgeschichte zu verzeichnen hat, Toynbee des Obskurantismus, des versteckten Nazismus und einer ins Krankhafte gehenden Annaßung, der neue Messias und Religionsstifter unserer Zeit sein zu wollen.

Die heutige Sprachbesinnung geht auf eine Gruppe von selbständigen Denkern zurück, die unter der Erschütterung des ersten Weltkrieges erfuhren, daß die überlieferten Sprachmittel nicht ausreichen, das Eigentliche der Vorgänge auszusprechen. Unter den herkömmlichen Ausdrucksformen sind in erster Linie die „Begriffe“ zu verstehen, die in der achthundertjährigen Geschichte des europäischen Denkens aus der immer neuen Begegnung der christlichen Botschaft mit dem an der Antike geschulten Philosophieren herausgebildet worden sind. Insbesondere handelt es sich dabei um die Formeln der Bewußtseins- und Wertphilosophie, die den auf Plato und Descartes zurückführenden Dualismus von Geist und Materie, Idee und Leben, Seele und Leib zugrunde liegen haben. Das Ergebnis war die Platonisierung des Christentums: eine „Stilisierung des Kreuzes“. Über die Genesis der Gegenbewegung unterrichtet man sich am besten an Hand eines Aufsatzes von Franz Rosenzweig „Das neue Denken“ aus dem Jahre 1925, der in seinen „Kleineren Schriften“ (Schockenverlag, Berlin 1937) zugänglich ist. Auch Eugen Rosenstock-Huessy hat – in seinem „Atem des Geistes“ (Käthe Vogt-Verlag, Berlin) – von den Motiven dieser Generationsgruppe Wesentliches mitgeteilt. Auf diese beiden Dokumente sei hier ein und für allemal verwiesen.

In unserem Zusammenhang kommt es weniger auf den geistesgeschichtlichen Ursprung dieses neuen Denk-Ansatzes an, der sich zu der üblichen philosophischen und theologischen Argumentierung im Gegensatz weiß, als vielmehr darauf, die Ansatzpunkte ins Gesichtsfeld zu rücken, in denen die Abhebung des Sprachdenkens von dem uns von Schule und Universität her anerzogenen begrifflichen Denken deutlich wird. Aus diesem Grunde beschränke ich mich im folgenden auf die Charakterisierung dieses Prozesses, soweit Vertreter des Sprachdenkens ihm selbst theoretische Besinnung gewidmet haben. Es handelt sich außer um Eugen Rosenstock-Huessy, der in dieser Reihe den spezifisch evangelisch gerichteten Denker vertritt, um seinen zum Judentum zurückgekehrten älteren Freund Franz Rosenzweig und den der katholischen Lebenswelt entstammenden, gleichfalls früh verstorbenen Ferdinand Ebner. Es trifft sich, daß die entscheidenden Werke der beiden Letztgenannten zu gleicher Zeit entstanden und im Jahre 1921 veröffentlicht wurden: Franz Rosenzweig „Der Stern der Erlösung“ (3. Auflage 1956) und Ferdinand Ebner „Das Wort und die geistigen Realitäten“ (2. Auflage 1955).

Lediglich um einen ersten Ordnungsgesichtspunkt zu gewinnen, nenne ich die Kennzeichnungen, die Eugen Rosenstock-Huessy gelegentlich der Eigenart der bedeutendsten Mitentdecker des neuen Sprachdenkens gewidmet hat. Er unterscheidet drei Frömmigkeitstypen, die in verschiedenartiger Mischung unter uns vorhanden sind: die israelische Frömmigkeit des Harrers auf den Messias oder die Religion des erwartungsvollen Hoffens – die Frömmigkeit der christlichen Erfahrung oder die Religion des entscheidenden Liebens – und schließlich die Frömmigkeit der heidnisch-nachchristlichen Schöpfungsverklärung oder die Religion des ursprünglichen Schaffens. Von hier aus läßt sich schon verstehen, in welchem Sinne Rosenstock-Huessy die sprachdenkerische Methode seines Freundes Rosenzweig als „prophetisch-mosaisch“, seine eigene als „nennkräftig-christlich“ bezeichnet. Als eine Art Sprachdenken, das sich aus dem nachchristlichen, seinem Grundzug nach aber doch heidnischen Lebensgefühl herleitet, charakterisiert Rosenstock-Huessy den Umgang mit der Sprache, den wir im späten Schrifttum Martin Heideggers beobachten: er bezeichnet die hier geübte Methode als „dionysisch“. Die Berücksichtigung Heideggers in unserer Besinnung ist nicht möglich, weil sie ein zu weites Ausholen erforderte¹⁾. Ich

¹⁾ Ich verweise zur Sache auf meine Beiträge „Martin Heidegger und die Geschichte“ und „Der Sprachdenker Eugen Rosenstock-Huessy“ (Ev. Theologie 1953 bzw. 54). Sehr aufschlußreich ist die neueste Veröffentlichung

beschränke mich auf die theoretischen Ansätze bei dem jüdischen Denker Rosenzweig, dem katholischen Ebner und dem evangelischen Rosenstock-Huessy. Dabei kann ich dem Erstgenannten nur wenige Worte widmen. Rosenzweigs Denken gehört zwar dem Ansatz nach dem sprachdenkerischen Bereich zu. In der Durchführung seines dreistufig aufgebauten Werkes argumentiert er aber religionsphilosophisch. Dies hängt u. a. damit zusammen, daß er nicht an die Inkarnation glaubt, d. h. die Menschwerdung Gottes in Christus nicht anerkennt. Darum werden wir den Nachdruck auf einen Vergleich der beiden spezifisch christlichen Sprachdenker legen.

Da es, wie es das Wort „Sprachdenken“ nahelegt, um eine Neubesinnung nicht nur auf das Wesen des Denkens, sondern vornehmlich auf das Wesen der Sprache selbst geht, empfiehlt es sich, zuerst die unterschiedlichen Aussagen der Sprachdenker zu den geäußerten Meinungen einerseits der Völkerkunde, andererseits der Sprachphilosophie in Beziehung zu setzen. Bei den Einzelbetrachtungen werde ich deshalb zwei Werke heranziehen, in denen, wie mir scheint, die Ergebnisse beider Forschungsgebiete in einer verhältnismäßig abgeschlossenen Form vorliegen. Das gilt für die „Geschichte der Menschheit“ von Kurt Breysig, die 1955 neu erschienen ist, und für Ernst Cassirers „Philosophie der symbolischen Formen“. Von Breysigs Werk kommen die beiden ersten Bände in Frage, die seit 1907 vorliegen, vom Werk Cassirers ausschließlich der 1923 erschienene erste Band über die Sprache. Die beiden Werke stehen in einer spannungsvollen Polarität zueinander, insofern Breysig auf den Ergebnissen der positivistischen Völkerpsychologie, vor allem Wilhelm Wundts, fußt, während der Neukantianer Cassirer hinsichtlich der Auffassung vom Wesen der Sprache den Einsichten folgt, die zuerst von Johann Georg Hamann und Wilhelm von Humboldt ausgesprochen worden sind.

1. Sprechen, Denken und Menschwerdung

Die Frage nach der Bedeutung der Sprache für die Menschwerdung schließt die nach der Beziehung zwischen Sprechen und Denken ein. Ich stelle zwei Zitate gegenüber, um die außerordentliche Spannung, die in den unterschiedlichen Aussagen über den Ursprung der Sprache zum Ausdruck kommt, ins Bewußtsein zu bringen. Breysig meint: „Die Wissenschaft von der Entstehung der Sprache wird wohl daran tun, die Geschichte der Gebärdensprache als Vorbild für ihre Rückschlüsse zu benutzen. Es wäre nicht unmöglich, daß die Sprache der Worte ähnlich wie die der Gebärden ausging von größeren Vorstellungseinheiten. Für den Ausgang aller geistigen Entwicklung der Menschheit aber wird durch dies alles unwiderleglich erwiesen, daß der Gedanke nicht an das Wort gebunden ist, sondern vor ihm und also völlig unabhängig von ihm entstanden sein muß“ (II S. 351). Demgegenüber argumentiert Ernst Cassirer, indem er die Auffassungen Hamanns und Humboldts weiterführt: Für Hamann ist die Sprache „keine Sammlung diskursiver konventioneller Zeichen für diskursive Begriffe, sondern sie ist das Symbol und Widerspiel des gleichen göttlichen Lebens, das uns überall sichtbar-unsichtbar, geheimnisvoll und offenbar umgibt. Wie für Heraklit, so ist daher für Hamann in ihr alles zugleich Äußerung und Entäußerung, Enthüllung und Verhüllung. Die gesamte Schöpfung, die Natur wie die Geschichte, ist nichts anderes als eine Rede an die Kreatur durch die Kreatur“ (S. 93). Und im gleichermaßen zustimmenden Sinn bezieht sich Cassirer auf Humboldts Wort: „Durch die gegenseitige Abhängigkeit des Gedankens und des Wortes voneinander leuchtet es hier ein, daß die Sprachen nicht eigentlich Mittel sind, schon erkannte Wahrheit darzustellen, sondern weit mehr, die vorher anerkannte zu entdecken. Ihre Verschiedenheit ist nicht eine von Schällen und Zeichen, sondern eine Verschiedenheit der Weltansichten selbst“ (S. 102).

Rosenstocks „Zurück in das Wagnis der Sprache“ (Käthe Vogt-Verlag 1957), die sich kritisch mit Heideggers Ontologie befaßt.

Breysig ist der Meinung, daß die gesprochene Sprache erst verhältnismäßig spät der Gebärdensprache den Rang abgelaufen habe. Er wendet sich daher scharf gegen das angebliche Vorurteil, daß ein sprachloser Zustand in der Entwicklungsgeschichte des Menschen nicht anzunehmen sei. Er begründet das u. a. damit, daß die Gebärdensprache noch heute im wesentlichen überall verständlich ist und daher ihrerseits als Hinweis darauf verstanden werden müsse, daß der Trennung der Menschen in Sprachstämme eine Epoche ungetrennter Menschheitsgeschichte vorausgegangen sei. Sehen wir zunächst von der schwierigsten Frage ab – nämlich der nach dem Verhältnis von Denken und Sprechen –, so leitet sich ein Teil dieser Verwirrung wohl daher, daß man sich nicht darüber zu einigen gewillt ist, von welcher Entwicklungsstufe an das hypostasierte organische Wesen, aus dem einmal der Mensch hervorgehen sollte, im eigentlichen Sinne als Mensch angesprochen werden kann. Unter diesem Gesichtspunkt ist eine Grundaussage Franz Rosenzweigs zu werten, die für den eigentlichen, also den bereits sprechenden Menschen gilt: „Die Sprache ist wahrhaftig die Morgengabe des Schöpfers an die Menschheit und doch zugleich das gemeinsame Gut der Menschenkinder, an dem jedes seinen besonderen Anteil hat, und endlich das Siegel der Menschheit im Menschen. Sie ist ganz von Anfang, der Mensch wurde zum Menschen, als er sprach; und doch gibt es bis auf diesen Tag noch keine Sprache der Menschheit, sondern die wird erst am Ende sein“ (II S. 29).

In klarer Weise hat schon Wilhelm von Humboldt die Untrennbarkeit von Mensch und Sprache betont. Es geht hier um mehr als um die bloßen „Vorstellungseinheiten“, die nach Breysigs Meinung der Gebärdensprache zugrunde liegen sollen: „Damit der Mensch nur ein einziges Wort wahrhaft, nicht nur als bloßen sinnlichen Anstoß, als artikulierte, einen Begriff bezeichnenden Laut versteht, muß schon die Sprache ganz und im Zusammenhange in ihm liegen.“ Und: „Der Mensch ist nur Mensch durch die Sprache. Um aber die Sprache zu erfinden, mußte er schon Mensch sein.“ In diesen Sätzen kann das ausgedrückt werden, worin die neueren Sprachdenker übereinstimmen. Ferdinand Ebner sagt, ähnlich wie Rosenzweig: „Wenn ein Mensch im Sichklarmachen eines Gedankens nichts anderes kann, als das Wort zu Hilfe zu rufen, so sieht man, wie alles geistige Leben in uns durch das Wort bedingt und dadurch wieder auf ein Verhältnis zum Geistigen außer uns angelegt ist“ (Fragm. 4). Von dem Geistigen außer uns wird noch zu sprechen sein. Verfolgen wir zunächst noch etwas weiter, was der positivistisch gerichtete Völkergeschichtler zu dieser Sache zu sagen hat.

Da fällt zunächst auf, daß im Verfolg dessen, was der Mensch bei der Entwicklung der Gebärdensprache vollbracht haben soll, der rationale Charakter der Wortsprache überbetont wird. „Das Wort“, sagt Breysig, „ist ein weit formalerer Baustoff als die Gebärde und eben darum für die Vernunftzwecke der Mitteilung brauchbarer. Es ist weit wahrscheinlicher, daß nicht das mehr, sondern das minder zweckdienliche Werkzeug bei dem tastenden, herumratenden Probieren, auf das der früheste Urzeitmensch angewiesen war, zuerst gewählt wurde. Um so mehr, als seiner ganzen Wesenheit sicherlich das sinnlichere Werkzeug näher lag als das formal begriffliche“ (I S. 232). So wird noch einmal die These erhärtet, daß die Gebärdensprache der Wortsprache vorausgegangen sei. Hinsichtlich dieser selbst nun wird Breysig nicht müde, die hohe Rationalität zu betonen, die bei ihrer „Erfindung“ mitgewirkt haben müsse. Im Blick auf die Sprache der Bakairi sagt er: „Für die allgemeinste Erkenntnis der Sprachen muß es bei dem allgemeinen, noch elementaren Ertrag sein Bewenden haben, daß auch dieses Urzeitvolk der Südostamerikaner von sehr geringer Geistigkeit, das fast wörtlich nur bis drei zählen kann und dem auch schon die geringste Anstrengung des Nachdenkens Kopfschmerzen macht, einen Sprach- und Begriffsbau von hoher Vollendung zuwege gebracht hat, einer Vollendung, die an Bau- und Verstandestechnik den Sprachen unserer höchsten Kulturvölker nicht unterlegen, sondern

schlechthin ebenbürtig ist“ (I S. 461). Ähnliches gilt für die Sprache des nördlichsten aller Völker: „Die Sprache der Grönländer ist ein Gebilde von äußerster begrifflicher Zergliederung und mannigfaltiger sinnlicher Schönheit. Es bleibe dahingestellt, ob eine grönländische Formen- und Satzlehre nicht mehr Raum beansprucht als eine griechische, so zahlreich sind ihre Regeln. Sie *alle auszusinnen und stets einzuhalten*, bedeutet nicht allein eine *Leistung hohen Verstandes*, nein, auch sehr ausgeprägten Formensinns, desselben Formensinns, von dem alle Kunst der Rede wie des Bildens ihre Nahrung zieht.“

Jeder, der sich einmal mit einer der Sprachen beschäftigt hat, die nicht unserem indogermanischen Sprachstamm angehören, wird Breysig in der Bewunderung des strukturellen Aufbaus der Sprachen zustimmen. Und doch wird man bei alledem, was er darüber zu sagen hat, den Eindruck nicht los, daß etwas falsch gesehen ist. Die Geistigkeit, von der hier als der Voraussetzung dieser u. U. so verwickelten grammatischen Formen die Rede ist, kann doch unmöglich in irgendwelchen rationalen Setzungen begründet sein. Die Ausdrucksweise Breysigs aber läßt den Gedanken aufkommen, daß er die Entstehung dieser so außerordentlich fein entwickelten Gebilde auf bewußte Schöpfung einzelner zurückführen möchte. Zu diesem Punkt dürfen wir schon jetzt vorausschauend sagen, daß wir bei den Sprachdenkern den klaren Hinweis auf die Entstehung der Sprachformen aus dem Gesellschaftsleben finden werden. Alles, was über Zeiten und Modi, über Geschlecht und Beziehung auszusagen ist, versteht sich aus der Mannigfaltigkeit der gesellschaftlichen Ordnungen, aus denen das jeweilige Sprachgebilde stammt. Gewisse Ansätze zum Erfassen dieses Zusammenhanges zwischen der besonderen Lebensweise und der daraus folgenden Gemütsart, der daraus sich ergebenden gesellschaftlichen Ordnungen und der besonderen Eigentümlichkeit des jeweiligen Sprachstammes finden wir auch bei Breysig. Weil die von ihm rein faktenmäßig festgestellten Eigenarten den Neuansatz des Sprachdenkens verständlich zu machen geeignet sind, mögen noch einige der Breysigschen Feststellungen angeführt werden.

Mehrfach erwähnt Breysig den Zusammenhang einerseits zwischen dem Willen und dem Zeitwort, andererseits zwischen der stärker entwickelten Fähigkeit der Betrachtung und dem Hauptwort. So hebt er hervor, daß „einverleibende“ Sprachen offenbar das Bedürfnis haben, das Zeitwort zu fördern; und er erblickt hierin ein Aktivitätssymptom: „Denn die Handlung, die Tätigkeit, hat mehr vom Eingreifen des Menschen an sich als nur das gegenständliche Hauptwort . . . Einem Jäger- und Kriegerstamm steht eine solche halb entschlossene, halb vorsichtige, alle Nebenumstände der Handlung sofort ins Auge fassende Sprache wohl an. Aus solchen Worten spricht ein Leben der Verfolgung“ (II S. 148 f.). Anders verhält es sich beispielsweise mit der nordamerikanischen Algonkinsprache, deren Eigentümlichkeit in der Zusammengesetztheit der Worte besteht: „Sie rührt im wesentlichen von einem Haften der Sprache an dem Hauptwort her und von ihrer Unfähigkeit, zum Zeitwort zu gelangen, d. h. das Zeitwort vom Hauptwort abzuspalten. Daß das Hauptwort die ursprünglichere Setzung der Sprache ist und daß es einer starken Fortentwicklung bedarf, um zum Zeitwort zu gelangen, wird hier sehr deutlich. Und zugleich, wie man sich hilft, um ohne eigentliche Zeitwörter zu besitzen, sie doch zu ersetzen“ (II S. 359).

An dieser Stelle wird noch einmal die Überbetonung des Rationalen im sprachlichen Prozeß bei Breysig deutlich: das Hauptwort soll die ursprünglichere Setzung der Sprache sein. Freilich schränkt Breysig diese These bald darauf ein: „Die frühesten Wörter mögen ohne alle Einkleidung als Zeit- oder Hauptwörter Gegenstände wie Handlungen bezeichnet haben. Indem die Sprache das Fürwort mit all seinen Beziehungen auf den Redenden, den Angeredeten mit dem Urwort verbindet, schafft sie den Unterschied zwischen dem Haupt- und Zeitwort“ (S. 360). Wir wollen uns später noch dieser Hinweise Breysigs erinnern. Vorläufig genügt es, ihnen eine sprachphilosophische Überlegung Ernst Cassirers zur

Seite zu stellen: „Die Erkenntniskritik lehrt keineswegs, daß der Gedanke der veränderlichen Eigenschaft oder des veränderlichen Zustandes notwendig früher als der des „Dinges“, als einer relativ beharrlichen Einheit, sei: sie zeigt vielmehr, daß sowohl der Begriff des Dinges wie der der Eigenschaft oder des Zustandes gleichberechtigte und gleich notwendige Bedingungen im Aufbau der Erfahrungswelt sind . . . Auch die Annahme, der Mensch habe jemals in bloßen Nominalbegriffen gedacht, wofür Wilhelm Wundt eintritt, birgt den gleichen prinzipiellen Mangel in sich. Ein Dilemma der Methode: Dinge und Zustände, Eigenschaften und Tätigkeiten sind nicht gegebene Inhalte des Bewußtseins, sondern Weisen und Richtungen seiner Formung . . . Die Bestimmung zum Gegenstand oder zur Tätigkeit, nicht die bloße Benennung des Gegenstandes und der Tätigkeit ist es, die sich wie in der logischen Arbeit der Erkenntnis, so auch in der geistigen Arbeit der Sprache ausdrückt“ (S. 2 ff.).

Sehen wir von der auch hier wiederkehrenden Rede der „geistigen Arbeit“ an der Sprache ab, so kommt die Einsicht Cassirers den Ansätzen des Sprachdenkens erheblich näher als alles, was Breysig zur Sache zu sagen hat. Nicht die Benennung eines Gegenstandes oder einer Tätigkeit ist ursprünglich das Wesentliche, sondern die Weisen oder Richtungen der Formung dessen, was ausgesagt werden soll. Damit ist erneut auf die Notwendigkeit hingedeutet, daß die Sprache als Funktion menschlichen Gesellschaftslebens verstanden werden muß. Breysig scheint, wie das seine Ausführungen über die Gebärdensprache zeigen, das Denken als einen Prozeß anzusehen, der unabhängig vom Sprechen im Sinne des Bildens von Worten abläuft. An diesem Punkte hilft vielleicht eine Überlegung weiter, die sich auf die apriorischen Elemente des Bewußtseinsvorganges bezieht. Ich übernehme sie aus Äußerungen von Franz Rosenzweig, die sowohl auf die axiomatischen Symbole der Mathematik wie auf die ebenso ursprünglichen Urformen der Grammatik Bezug nehmen. Beide bilden gewissermaßen den geheimnisvollen Muttergrund, aus dem formuliertes Sprechen hervorgeht: „Was im Denken stumm war, wird im Sprechen laut; aber das Denken ist nicht Sprechen, nicht wirkliches ‚leises‘ Sprechen, sondern ein Sprechen vor dem Sprechen, der geheime Grund des Sprechens; seine ‚Urworte‘ sind nicht wirkliche Worte, sondern Verheißungen des wirklichen Wortes“ (I S. 28). Dabei gibt es einen Stufenunterschied zwischen den mathematischen Symbolen als den Strukturelementen des Kosmos und den grammatischen Grundformen als den Elementen des menschlichen Gemeinschaftslebens. Im Unterschied zu den mathematischen Symbolen sprechen die Formen der Grammatik das Geheimnis der Wirklichkeit unmittelbar aus,

Nach den Sprachdenkern gibt es also, ähnlich wie für die philosophische Erkenntnis, im Sprechen ein Apriori, das in den mathematischen Axiomen und den Strukturen der Grammatik verborgen ist. Wie sich dieses Apriori im lebendigen Sprechen verwirklicht, wird uns erst deutlich werden können, wenn wir zunächst die Gewinnung des Ich-Bewußtseins mittels der Sprache ins Auge fassen.

2. Die Entstehung des Ich-Bewußtseins

Bei den bisher erörterten Verhältnissen von Sprechen zu Denken und Menschwerdung ist nicht viel mehr aufgegangen, als daß die Aussagen der Sprachdenker mit denen einer geläuterten Sprachphilosophie übereinstimmen. Ein ganz anderes Bild ergibt sich, wenn wir uns der Frage nach der Entstehung des Ich-Bewußtseins zuwenden. Von vornherein muß hier die Wahrscheinlichkeit ausgesprochen werden, daß diese Frage von der vorher berührten nach der Menschwerdung mindestens der Integrationsstufe nach unterschieden werden muß. Schon die Kindersprache lehrt, daß eine ziemlich ausgebildete Sprachfähigkeit vorhanden sein kann, ohne daß ein deutlicher Bezug auf das Ich als selbständige Persönlichkeit auftritt. Dabei mag die Selbstbezeichnung mit einem eigenen Namen an Stelle

des persönlichen Fürwortes eine Art Übergangserscheinung darstellen. Auch die Erinnerung daran, daß das Gemeinschaftsbewußtsein auf früheren Bewußtseinsstufen der Menschheit gewiß stärker entwickelt gewesen ist als in den Epochen, die eine ausgesprochene Individualisierung voraussetzen, ist hier am Platze.

Breysig hat für die uns hier interessierende Frage nichts anderes beizubringen als den uns schon bekannten Hinweis auf den Zusammenhang zwischen Gemütsart und bevorzugter Wortklasse: „Je stärker die selbstbestimmende Macht des Willens auftritt, desto mehr wird sich das Subjekt, losgelöst vom Zeitwort, in der Sprache geltend machen. Ist das Vollbringen aber zu schwach oder zu spielerisch, so wird das vom Zeitwort losgelöste Subjekt und der Nominativ, das regierende Wort, schwach auftreten“ (I S. 440). Diese Äußerung ist immerhin bedeutsam, weil sie dazu mahnt, Nomen als bloße Sachbezeichnung und Nominativ als Subjekt eines Satzes klar voneinander zu scheiden. Folgen wir Breysig, so würde die Sachbezeichnung im Gegensatz zum Satzgegenstand ein sehr frühes Moment in der Entwicklung des Sprechens darstellen. Demgegenüber sind die wiederholten Hinweise Humboldts zu beachten, nach denen im Akt der Sprache von vornherein die Persönlichkeit des Redenden eingeschlossen ist: „Im Ich ist von selbst auch das Du gegeben, und in einem neuen Gegensatz entsteht die dritte Person, die sich aber, da nun der Kreis der Fühlenden und Sprechenden verlassen wird, zur toten Sache erweitert“ (Einleitung zum Kawi-Werk). Dabei bedarf es kaum näherer Ausführung dessen, daß die Form und Gestaltung des Ich-Bewußtseins nicht unmittelbar an der Entwicklung der Ich-Bezeichnung selbst gemessen werden kann.

Überhaupt müssen wir annehmen – wieder hat Humboldt darauf hingewiesen –, daß der Eintritt des Pronomens in die wirkliche Sprache von großen Schwierigkeiten begleitet gewesen ist. Denn es liegt nun einmal im Wesen des Ichs, nichts anderes als Subjekt zu sein, während jeder Wortgegenstand – auch das Personalpronomen der 1. Person – im Wechsel des Denkens und Sprechens seinen Gebrauch als Subjekt und Objekt wandeln kann. Dabei wird gewiß die Vorstellung des Besitzes, d. h. die Beanspruchung dieses oder jenes Gegenstandes durch den Sprechenden, eine Übergangsstellung einnehmen. Auch hier genügt die Erinnerung an die Kindersprache, innerhalb der dem Ausdruck des persönlichen Bewußtseins der des Haben- oder Besitzenwollens vorausgeht. Vielfach mag in der Sprachentwicklung der menschliche Leib als Medium gedient haben, von dem aus der Übergang vom Ich zum Nicht-Ich sich in besonders deutlicher Weise vollzieht. Wesentlich ist für alle diese Prozesse der von Cassirer betonte Charakterzug: „daß nämlich für die Anschauung der Sprache die objektive Wirklichkeit nicht eine einzige homogene Masse bildet, die der Welt des Ich einfach als Ganzes gegenübersteht, sondern hier verschiedene Schichten dieser Wirklichkeit bestehen, daß nicht eine allgemeine und abstrakte Beziehung zwischen Objekt und Subjekt schlechthin vorhanden ist, sondern daß sich verschiedene Stufengrade des Objektiven, je nach seiner größeren ‚Nähe‘ oder ‚Ferne‘ zum Ich, noch deutlich gegeneinander absetzen“ (S. 224).

Der Sprachphilosoph ist daran interessiert, die Sprache als ein notwendigerweise unvollkommenes Erkenntnisinstrument zu erweisen. Sprache und Mythos sind ja nur „symbolische Formen“ der Weltorientierung, die auf höherer Bewußtseinsstufe durch „reines Denken“ abgelöst werden müssen. Es genügt ihm daher der Nachweis, daß die Sprache selbst niemals von sich aus zur Anschauung des „transzendentalen“ Ich gelangen kann, das sich dem Gesamt der Welt gegenüberstellt und dieses „objektiviert“. Anders ist es mit dem Anliegen des Sprachdenkers. Er wird sich den oben zitierten Satz des Sprachphilosophen zu eigen machen, wonach es verschiedene Stufengrade im Objektivierungsprozeß gibt, wird sein Augenmerk aber nicht auf die Situation des Betrachtenden, sondern auf die des herausgerufenen Ich richten. Für ihn ist die Entwicklung des Ich-Bewußtseins daher nicht vornehm-

lich eine Sache der zunehmenden Abstraktion im Sinne theoretischer Verhaltensweise, sondern eine Angelegenheit der inneren Erfahrung. Anders ausgedrückt: während der Sprachphilosoph die Entwicklung der Denkfähigkeit des Menschen vor Augen hat, setzt der Sprachdenker bei der religiösen Erfahrung des Menschen ein. Gleichsam als Lösungswort hierzu die Aussage Ferdinand Ebners: „Die Sprache als Form des Verhältnisses zwischen Ich und Du ist die Grund- und Urform des Gottesverhältnisses, das eben, weil es ein persönliches sein soll, gar kein anderes sein kann als das Verhältnis des Ichs zum Du. In den letzten Gründen unseres geistigen Lebens ist Gott das wahre Du des wahren Ichs im Menschen“ (Fragm. 1). Dem Sprachdenker ist nicht unbekannt, daß die Zuschauerhaltung des erkennenden Ichs für bestimmte Lebensnotwendigkeiten geboten ist. Er weiß aber, daß dazu ein geistiger Akt erfordert wird, der das Ich dem Du gegenüber, das es ins Leben gerufen hat, entfremdet: „Die Ich-Einsamkeit ist nicht Ursprüngliches im Ich, sondern das Ergebnis eines geistigen Aktes in ihm, einer Tat des Ichs, nämlich seiner Abschließung vor dem Du“ (ebd.).

Es wird uns noch deutlich werden, daß hinsichtlich des Akzents, der auf diesen Abschließungsvorgang gelegt wird, ein Unterschied zwischen dem katholischen Pneumatologen Ebner und dem evangelischen Heilsgeschichtler Rosenstock-Huessy besteht. Zuvor aber wird es sinnvoll sein, die strenge Unterscheidung zwischen dem Ichverständnis des Sprachdenkers aus dem Gegenüber von Gott und Mensch und des Sprachphilosophen aus dem Gegenüber von Mensch und Welt noch stärker zu verdeutlichen. Zur „Welt“ in diesem Sinne gehören für Ebner nicht nur die unserer verstandesmäßigen Erkenntnis überlassenen Wirklichkeitsgebiete, sondern auch die Ausschnitte der Wirklichkeit, denen wir gefühlsmäßige oder künstlerisch gestaltende Kräfte zuwenden: „Im Verhältnis des Ichs zum Du in seiner Verwirklichung hat der Mensch sein wahres geistiges Leben; nicht aber darin, worin er es am liebsten sieht: daß er in Poesie und Kunst, Philosophie und mythischen Religionen – und sei es noch so genial – vom Geist träumt“ (Fragm. 2). Das bloß erkennende Ich beruht auf Abstraktion: es ist eine „Seifenblase des spekulativen Verstandes“ und sollte niemals mit dem eigentlichen Ich des Menschen verwechselt werden.

Stärker als der Sprachphilosoph ihn zugeben möchte, betont der Sprachdenker den Willenscharakter aller Ich-Prozesse: „Ein Gedanke in seiner Aktualität ist immer auch ein „ich denke“, so sehr sich auch das Ich verbergen mag, so daß es sich nicht mehr erkennt – und hinter dem *cogito* steht das *volo*“ (Fragm. 4). Von hier aus versteht man das tiefe Mißtrauen Ferdinand Ebners gegen alle wissenschaftliche Bemühung, die von dem religiösen Ursprung des geistigen Wesens im Menschen absieht, und seinen eindrucksvollen Hinweis darauf, daß die Frage nach dem Wesen der Sprache nur von jenem geistigen Akt her zu lösen sei, der im Sprechen Gottes mit dem Menschen ausgelöst wird. Es ist für Ebner keine innerweltliche Entwicklung zu immer höheren Graden der Abstraktion, die auf irgendeiner Stufe das Ich-Bewußtsein hat erwachen lassen. Vielmehr gäbe es ein solches Ich-Bewußtsein – gleichviel in welchem Sinn – überhaupt nicht, wenn der Mensch von Ursprung her nicht von Gott auf seine Existenz angesprochen wäre. „Indem Gott zu ihm sprach und durch das Wort in der Göttlichkeit seines Ursprungs das Ich, es in seiner Beziehung zum Du schaffend, in ihn hineinlegte, wurde der Mensch seiner Existenz und ihres Verhältnisses zu Gott sich bewußt“ (Fragm. 3). Deshalb ist es ein aussichtsloses Unternehmen, die Sprache von irgendeinem anderen Blickpunkt her verstehen zu wollen als von dem Pneuma Gottes her: „Das Problem der Sprache ist kein philosophisches, kein psychologisches und auch nicht anders wissenschaftliches, sondern ein pneumatologisches, und solange man es nicht in diesem Sinne auffaßt, wird man das Wesen des Wortes nie ergründen“ (Fragm. 5). Von solcher Voraussetzung aus ist der Streit der Sprachwissenschaftler darüber, ob eine und welche der uns bekannten Wortklassen die ursprünglichste gewesen sein könnte, erst

recht wesenlos: „Das Urwort der Sprache muß ein Verbum und Personalpronomen in einem gewesen sein . . . Es muß ein Satz gewesen sein, ein Satz in der ersten Person, aus einem Wehschrei hervorgegangen. Der Mensch wird noch immer mit einem Wehschrei geboren, und ein Wehschrei war auch sein erstes Wort nach seinem Abfall von Gott . . . Im Anfang der Sprache stand das aus einem Wehschrei hervorgegangene Ich“ (Fragm. 8). Bei Ebner hat man zuweilen den Eindruck, als vermüte er eine wurzelhafte Verwandtschaft des Personalpronomens Ich mit aus dem Orientalischen und Indogermanischen uns bekannten Gottesnamen. Wir können hier auf diese etymologischen Hinweise und Vermutungen nicht näher eingehen. Daß aber menschliche Sprache sowohl mit der Entdeckung des Ich-Bewußtseins wie mit der Offenbarung des Gottesnamens zu tun hat, scheint gewiß zu sein. Dabei bleibt es eine offene Frage, wieweit wir es hier mit unterschiedlichen Integrationsstufen des Bewußtseins zu tun haben. Ebner bezeichnet das Personalpronomen Ich, Franz Rosenzweig demgegenüber den israelischen Gottesnamen Jäh als aus einem „Ur-schrei der Begegnung“ hervorgegangen. Das älteste und echtste Menschenwort ist für den Letztgenannten „Wort im Urstand der Begegnung, noch vor der Vergegenständlichung, reiner Vokativ vor aller Möglichkeit anderer Kasus. Also das, was gerade ein Gottesname zum Unterschied von allen Eigen- und Dingnamen nicht ursprünglich einmal gewesen sein, sondern immer bleiben sollte“ (vgl. „Der Ewige“ 1929, Kleinere Schriften 1937 S. 193). Diese Wiederentdeckung des Ursprungs des Gottesnamens begründet auch die führende Rolle, die dem Vokativ in Eugen Rosenstock-Huessys „hierarchischer“ Grammatik zukommt).

Vorerst mag aber die Bedeutsamkeit der Aussagen Ebners über das persönliche Fürwort „Ich“ noch mit wenigen Strichen hervorgehoben werden. Die bekannte Eigentümlichkeit, wonach bestimmte Formen des Hilfszeitworts „sein“ wurzelhaft verschieden sind, ist nicht auf die deutsche Sprache beschränkt. Wir wollen uns aber aus Raumgründen mit dem deutschen Beispiel begnügen. Ebner sagt: „Die Satzform ‚das Ich ist‘ besagt gar nichts, die Form ‚ich bin‘ alles, was in diesem Satz und Wort nur gemeint sein kann. Denn sie ist wirklich die Reduplikation des Inhalts. Die Existenz des Ichs kann niemals widerspruchlos in der dritten, sondern immer nur in der ersten Person ausgesagt und behauptet werden dadurch, daß sich das Ich selbst ausdrückt“ (Fragm. 10). Deshalb ist das Ich mehr als eine bloße grammatische Fiktion und Sache des Sprachgebrauchs: „Es existiert im Wort und in der Liebe wirklich als Realität des geistigen Lebens im Menschen“ (ebd.). Dieses im Wort und in der Liebe existierende Ich ist alles andere als das transsubjektive Ich oder das erkenntnistheoretische Subjekt der Philosophie. Es ist in sich auf das Du bezogen und ihm erschlossen: „Das Du ist sein wahres Objekt als Ziel seiner geistigen Bewegtheit, und es existiert nur in seiner Bewegung zum Du hin. Das Ich in Mein, Mir, Mich, worin es sich selbst zum Objekt und Ziel wird, verschließt sich vor dem Du“ (Fragm. 11). Das dem Du erschlossene Ich ist Reflektor des göttlichen Du, das im letzten Grunde das einzig existierende Ich ist: „Für die Juden war Gott in erster Linie nicht die angesprochene, sondern die sprechende, d. h. die durch das Wort sich offenbarende Person in seinem Namen. ‚Ich bin, der ich war‘ – nicht substantivisch in die dritte Person transponiert, sondern der ewig Seiende. Jahve bedeutet das Sich-Selbst-Und-Seine-Existenz-Aussprechen und ist, streng genommen, gar nicht der Name Gottes. Das Wort ist ein Nominativ, der als Selbstnennung Gottes den Vokativ ausschließt“ (Fragm. 13).

Wir berühren hier Dinge, über die die verschiedenen Aussagen der Sprachdenker nicht leicht zum Übereinstimmen zu bringen sind. Zwischen der Ebnerschen und der Rosenzweigschen Deutung des Gottesnamens besteht gewiß eine Spannung. Und doch haben

²⁾ Vgl. „Der Atem des Geistes“ 1951 S. 83 ff. „Heilkraft und Wahrheit“ 1952 S. 44 ff. „Des Christen Zukunft“ 1955 S. 25 ff. Soziologie I 1956 S. 153 ff.

beide Aussagen das gemeinsam, daß zwischen Gottesnamen und Ichbewußtsein des Menschen nächste Beziehungen erkannt werden. Es ist eine „Sternstunde“ der Menschheit gewesen, als der erste Mensch einen Ruf aus dem Dunkel vernahm, der ihn ermächtigte, sich als Ich zu bezeichnen. Es war ebenfalls eine solche Stunde, als Menschen sich durch eine göttliche Stimme zum Exodus aus dem Bereich tausendjährigen Gestirndienstes herausgerufen wußten. Gemeinsam ist beiden Vorgängen, die – das sei wiederholt – ebenso wohl der Sprachgeschichte wie der Menschengeschichte angehören, daß sich in ihnen ein Du offenbart, das Welt und Menschen überlegen nur als Gott zu denken ist. Ebner charakterisiert Gott als das ewig seiende Du: „Das Du ist etwas Seiendes, etwas, das im Verhältnis des Ich zu ihm nicht erst wird wie jenes, sondern schon als dessen und seines Wesens Voraussetzung ist. Das Ich ist etwas Werdendes, das Du ist etwas Seiendes; das bedeutet im letzten Grunde: jenes ist etwas Menschliches, dieses etwas Göttliches. Gott ist die Konkretion des Du, wie der Mensch die des Ichs ist“ (Fragm. 14).

3. Sachaussage und Gesang, Befehl und Gebet

Es dürfte deutlich geworden sein, daß wir es in Ferdinand Ebner mit einem Sprachdenker zu tun haben, der den Zusammenhang zwischen Gott und dem eigentlichen Ich im Menschen so stark betont, daß darüber alles Menschliche, was nicht unmittelbare Antwort auf Gottes Ruf ist, ins Unwesentliche versinkt. Der von Ebner vertretene Ansatz zum Sprachdenken – so bedeutsam und unumgänglich er ist – hat etwas einseitig Schroffes an sich, das den unvoreingenommenen Blick in die Aufgabenfülle der menschlichen Sprache zu versperren scheint. Um eben diese Aufgabenfülle ins Gesichtsfeld zu rücken, empfiehlt es sich daher, noch einmal auf die Aussagen der Völkerkunde zurückzublicken, wie sie uns zusammengefaßt in Breysigs Werk begegnen. Erst auf deren Hintergründe kann die Polarität, in der das pneumatologische Sprachdenken Ebners zu dem „heilsgeschichtlichen“ Eugen Rosenstocks steht, in ihrer ganzen Bedeutsamkeit erkannt werden.

Da ist zunächst ein starkes Mitteilungsbedürfnis, das Breysig dem Frühmenschen zugesteht. Soweit dieses sich auf die harten Notwendigkeiten des Gemeinschaftslebens und der Existenzbehauptung zurückführen läßt, wie sie sich aus Nahrungsbeschaffung, Kampf, Geschlechtsleben und Brutpflege ergeben, bleiben wir notwendigerweise im Bereich der Sachaussage (und des Befehls!). Gewiß zu Recht verbindet Breysig dieses Mitteilungsbedürfnis aber eng mit einem Drang zur Nachahmung des Umweltgeschehens, der nicht weniger ursprünglich gewesen zu sein scheint. Da Breysig die größere Ursprünglichkeit der Gebärden- vor der Wortsprache vertritt, meint er, das Auge habe als Aufnahmeorgan eher eine Rolle gespielt als das Ohr. Das ist recht unwahrscheinlich; aber wir wollen es hier auf sich beruhen lassen. Zutreffend scheint hingegen die weitere Beobachtung, daß der Mensch bei der Wiedergabe eines ihm zuteil gewordenen Eindrucks sich in das Innere von Menschen, Tieren oder Gegenständen hineinzudenken bedacht war und so „diese Gegenstände nicht ruhend in einem Sein, sondern in einer Handlung aufgelöst wiedergibt“ (S. 232).

Breysig neigt dazu, dem Urzeitmenschen ein höheres Daseins-Glück als dem Menschen späterer Zeiten zuzumessen und es mit rousseauschen Farben auszumalen. So kommt es bei ihm gelegentlich zu Rück- und Ausblicken, die ein tieferes Verständnis für das religiöse Erleben, wie es die Sprachdenker anstreben, vermissen lassen. Er glaubt, eine „klare Linie des stetigen Aufstiegs der Glaubensgefühle“ beobachten zu können:

„Zuerst Staunen, Freude am bunten Abenteuer, am farbenreichen Spiel des Lebens, gemischt schon mit dem Streben, zu steigern und zu färben, aber auch mit dem Wunsche, sich im Schutz der Tierwesen zu fühlen, die die Träger aller dieser Wunder sind, sie dafür dankbar zu ehren. Darauf Steigerung der Wundertaten, Vereinigung vieler von ihnen auf ein

vor allen gepriesenes halb menschliches Tierwesen, Aufhöhung seiner Wirkung, zuletzt bis zur Erschöpfung, verbunden mit einer zwar höheren, aber auch gar nicht ausschließlichen, ja mit Spott und Lachen gemischten Verehrung. Endlich aber reine Vermenschlichung und letztlich Vergottung dieser Gestalt unter gleichzeitiger Verschmelzung ihrer Persönlichkeit mit einer großen Naturgewalt, dann eine Steigerung des Verhaltens zu dieser Persönlichkeit zu unbedingter Verehrung, Entstehung eines Dienstes in der einfachsten Form des Gebetes, zuletzt auch in Gestalt des Opfers oder gar priesterlicher Bräuche, und vielleicht etwa – ein Äußerstes – Festsetzung sittlicher Gebote, um diesem Gotte wohlgefällig zu sein“ (II S. 119 f.).

Solche Verklitterung geschichtlicher Vorgänge, die unter der Zwangsneurose des Entwicklungsdogmas steht, und nach wie vor das populäre, aber auch das wissenschaftliche Denken weitgehend durchsetzt, schließt nicht aus, daß derselbe Forscher in der Wiedergabe von Einzelbeobachtungen Einsichten ausspricht, die auch vom Blickpunkt des neuen Sprachdenkens wie ungewollte Bestätigungen anmuten. Hierzu gehört etwa der Hinweis darauf, „daß die Kinderzeit der Menschen sich mit viel größerem Eifer und Erfolg der Einwirkung auf die Seele als der auf den Leib zuwandte“ (II S. 317). Hierher gehört weiterhin die Erkenntnis, daß Sprache und Zauber eng miteinander verbunden sind. Aber irgendeinen Nachhall authentischer religiöser Erfahrung sucht man bei Breysig vergebens. Er kommt der Wahrheit nahe, wenn er sagt: „Es scheint, als habe der Mensch zum entschiedensten Grad der Verehrung die Persönlichkeit nötig: das demütige Ich fordert ein hohes Du“ (S. 288). Aber es sind dann doch immer wieder die „Eigner“ oder „Heilbringer“, d. h. vom Menschen erdachte Verehrungsgestalten, von denen in solchem Zusammenhang die Rede ist.

Die diesem Abschnitt vorausgesetzten vier Begriffe – Sachaussage, Gesang, Befehl, Gebet – mögen die Richtungen kennzeichnen, in die das vielfältige Leben der Sprache in die menschliche Wirklichkeit ausströmt. Sie bilden miteinander gleichsam ein Kreuz, insofern sie – vom Menschen aus gesehen – sein Außen und Innen, seine Vergangenheit und seine Zukunft betreffen. Die Aufgabe, dieser Vielfältigkeit des menschlichen Sprachstromes gerecht zu werden, ohne seinen Ursprung in der von Ebner und Rosenzweig vorgedeuteten Begegnung Gottes mit dem Menschen aus dem Auge zu verlieren, hat das Lebenswerk Eugen Rosenstock-Huessys bestimmt. Eine kurze Skizzierung seiner besonderen Leistung für das Sprachdenken dem Weckruf Ferdinand Ebners gegenüber möge daher unseren Orientierungsgang beschließen.

Es nimmt nicht wunder, daß bei Ebner alles abgewertet wird, was man bis in die Erschütterung unserer Gegenwart hinein als „Kultur“ im Sinne menschlicher Naturüberwindung bezeichnet hat: „Alle Kultur war bisher nichts anderes als ein Traum vom Geist, den der Mensch in der Ich-Einsamkeit seiner Existenz, abseits von den geistigen Realitäten des Lebens träumt und dessen inneres Gesetz er vornehmlich in der Konzeption der Idee empfindet“ (Fragm. 2). Im Anschluß an Kierkegaard unterscheidet Ebner zwischen der Realität des geistigen Lebens im konkreten Ich und der Idealität alles objektiven Denkens: „Ganz objektiv werden, käme einem absoluten Verzicht zu leben und vor allem, geistig zu leben, gleich. Das rein mathematische Denken angenommen, gibt es keines, das sich aus dem Mutterboden des geistigen Lebens im Menschen, dessen eigentliche Sphäre die Subjektivität ist, restlos herausgerissen hätte . . . Objektive Wahrheit gibt es nur an der abstrakten Oberfläche des Seins und des Denkens, und auch sie ist am Ende keine Wahrheit an sich. Die Beziehung zum rechten Du ist es, die den wortgewordenen Gedanken zur objektiven Wahrheit macht“ (Fragm. 4).

Derlei Äußerungen lassen sich mit verbreiteten Tendenzen der existentialistischen Gegenwartsphilosophie zusammenbringen, deren hervorstechender Charakterzug eine Ab-

wendung vom Platonismus ist. Dennoch überrascht es, daß es Ebner an dem klaren Blick für das natürliche, besser: schöpfungsmäßige Leben der Menschen in Generationen fehlt: „Soweit er nur natürliches Individuum ist, darauf verzichtend, auch ein geistiges zu sein, hat der Mensch den Sinn seiner Existenz im Leben der Generation. Nur zu diesem hat er ein Verständnis, keines aber zu sich selbst und keines zu Gott . . . Das Leben der Generation ruht auf dem dunklen Grund des sexuellen Lebens . . . Ins Leben der Generation hineinverflochten, besinnt sich der Mensch niemals auf sich selbst“ (Fragm. 18). An dieser Blick-enge Ebners, die nicht wahrnehmen will, daß ohne die Aufeinanderfolge der Generationen der Mensch überhaupt kein geistiges Leben hätte, da er nun einmal in seiner Existenz an einen natürlichen Leib gebunden ist, wird erst völlig deutlich, inwiefern sein Sprachdenken als „pneumatologisch“ charakterisiert wurde. Der Mensch wird von ihm so ausschließlich als Geistwesen gesehen, daß er für das Leben der Sprache von Generation zu Generation kein Verständnis mehr aufgebracht zu haben scheint. Vielleicht hat die christliche Gotteserfahrung, die dem Sprachdenken Ferdinand Ebners ebenso wie dem Eugen Rosenstocks zugrunde liegt, aber zwei Pole. Der eine weist auf das Nichtigwerden allen menschlichen Wollens und Strebens, seiner gesamten schöpfungsmäßigen Existenz vor der göttlichen Offenbarung, der andere betont die Hinnahme gerade dieses an die Generationenfolge gebundenen Lebens als Gnadengeschenk aus Gottes Hand. Vor dem von Ebner umschriebenen Erlebnis des geistigen Ichs schwindet nicht nur Kunst und Wissenschaft, sondern auch vergangene und zukünftige Geschichte ins Wesenlose. Demgegenüber ist Rosenstocks Sprachdenken gerade auf das Verständnis der Geschichte als einer Heilsgeschichte gerichtet, innerhalb der das von Gott dem Menschen geschenkte Wort das eigentliche Wunder ist. Was es mit Rosenstocks vorhin zitiertem „Kreuz der Wirklichkeit“ als Symbol für die gleichzeitige Beanspruchung des Menschen von Innen und Außen, von Vergangenheit und Zukunft, auf sich hat, wie nach seinen vier Richtungen hin das Wesen der Sprache sich erhellt, soll an dieser Stelle nicht ausgeführt werden. Einige Sätze aus seinem unveröffentlichten „Sprachwerk“ mögen aber abschließend andeuten, daß Rosenstock – unbeschadet der Gemeinsamkeit des christlichen Grunderlebnisses – anders als Ebner zur Bejahung menschlicher Geschichte und menschlichen Gemeinschaftslebens zurückfindet: „Sprechen ist ein biologischer Vorgang. Durch das Sprechen erhält die menschliche Gesellschaft ihre Zeit- und Raumachsen . . . Wir können keinen einzigen Satz aussprechen, ohne ein Gleichnis der dichterischen Sprache, ein Urteil der wissenschaftlichen Sprache, ein Erbe der zeremoniellen oder ein Wahlwort der politischen Sprache zu gebrauchen. Jeder kann die bestehende Ordnung feiern, die jeweiligen Vorgänge analysieren, seine Herzenswünsche ausdrücken und den Verlauf künftiger Ereignisse lenken . . . Sprechen bedeutet, teilhaben an dem Abenteuer der Entwicklung der sprechenden Menschheit. Von dieser ganzen Gattung aber kann gesagt werden, daß sie allerdings ein gemeinsames Gedächtnis, eine gemeinsame Welt, gemeinsame Literatur und Kunst, eine gemeinsame Wissenschaft und gemeinsame Geschichte habe. Ich besitze Erinnerungen, Leben, Verlangen, Beobachtungen nur in der Mehrzahl. Die ganze Gattung gibt Ersatz für meine Vergesslichkeit, meine Gleichgültigkeit, meine Furcht, meine Tollheit . . . Sprechen bedeutet, an die wesentliche Zusammengehörigkeit vergangener Erfahrungen, künftigen Geschicks, inneren Fühlens und äußerer Sinneseindrücke zu glauben; denn wir verlieren und wandeln dasselbe Wortmaterial ab, um Gefühle auszudrücken, Eindrücke zu registrieren, geschichtliche Tatsachen zu berichten und künftigen Forderungen zu begegnen. Wir gebrauchen eine Sprache für vier Zustände des Geistes“.

DER MENSCH ALS ARGUMENT GEGEN SEIN WERK

Der Mensch, will sagen: der Autor kann auf zweierlei Weise zur Wertung seines literarischen Werks ins Treffen geführt werden. Man kann Charakter und Lebensgeschichte heranziehen, um seine Dichtung als unverfälschten Niederschlag einer authentischen Erfahrung zu feiern. Die Person des Verfassers muß in diesem Falle sozusagen das Werk mittragen, wobei sich dann wohl einmal zur peinlichen Überraschung vieler nachträglich herausstellen mag, daß die Person eine Fiktion war. Musterbeispiel aus jüngster Zeit: der angebliche Fremdenlegionär George Forestier. Das andere Verfahren besteht darin, den Menschen gegen sein Werk auszuspielen. Hierfür liefert Proust hübsche Beispiele. Sie schätzen das Werk von Monsieur X, so fragt da etwa eine hochadelige Dame, etwas befremdet schon, den Helden, um dann fortzufahren: nun, ich habe ihn noch gekannt – er war ein schrecklicher Snob und hatte grauenvolle Tischmanieren. Die Akten werden geschlossen, der Fall ist erledigt.

Das Problem aber bleibt. Nicht beantwortet wird nämlich bei solcher ‚Entlarvung‘ die Frage, wie wir den Zusammenhang von literarisch bedeutender Leistung und oft problematischem Leben seines Urhebers zu verstehen haben. (Auch Sartre bleibt in seinem großen Baudelaire-Aufsatz diese Antwort schuldig.) Oder spezieller ausgedrückt: was bedeutet es im Hinblick auf eine Dichtung, wenn wir z. B. erfahren, daß ihr Autor ein Mensch mit psychopathologischen Zügen gewesen ist.

Anlaß zu dieser kleinen Überlegung gibt die Lektüre eines kleinen Essays von Franz Schonauer über Eugen Gottlob Winkler in Heft 13 der Zeitschrift „Texte und Zeichen“ (welche, bedauerlicherweise, mit Ende des Jahres ihr Erscheinen einstellen soll). Der Aufsatz ist gekoppelt mit einer kürzeren Betrachtung Andreas Donaths über Ezra Pound. Die zwei kritischen Versuche wollen als „Entmythologisierungen“ verstanden werden. Donath möchte nachweisen, daß das Werk Pounds die „fast uneingeschränkte Bewunderung“, die ihm „allerorts“ zuteil werde, nicht verdient. Allein, so notwendig auch eine wirklich kritische Würdigung Pounds wäre – hier wird das Kind mit dem Bade ausgeschüttet. Der Kritiker hält sich zwar, freilich viel zuwenig, an die Texte und nicht so sehr an den Menschen Pound. Doch ist die Charakterisierung sowohl der frühen Lyrik Pounds („salopp hingeschrieben“) wie der „Cantos“ durchaus unzulänglich. Auch wird man den Verdacht nicht los, daß diese etwas voreilige Abwertung der Dichtung Pounds wenigstens zum Teil doch auch bedingt ist durch den Blick auf die faschistische Verirrung Pounds (mit der auch wir ganz gewiß nicht sympathisieren).

Etwas besser begründet in mancher Hinsicht ist der Vorstoß Schonauers gegen Eugen Gottlob Winkler. Mag sein, daß es wirklich so etwas wie einen

Winkler-Mythos heute gibt – obwohl, will uns dünken, der Kritiker mit dieser Annahme etwas schnell bei der Hand ist, um seinen Angriff zu starten – und daß es an der Zeit ist, hier ein wenig zu entmythologisieren. Sehr bedenklich aber ist die Methode, mit der dies versucht wird. Das Werk Winklers, auf das es doch in erster Linie ankommt, wird weitgehend ausgeklammert. Um so ausgiebiger ist vom dahinterstehenden Menschen, seiner Einstellung und seinem Charakter die Rede, vorzugsweise an Hand von Briefen und Tagebuchaufzeichnungen. Die Tatsache, daß Winkler nicht politisch gedacht, die „politisch-soziale Wirklichkeit nicht einer Analyse“ unterzogen habe, wird ziemlich unverblümt als Einwand vorgebracht. Zweifellos wird damit auf eine Grenze des geistigen Horizonts Winklers hingewiesen. Doch möchte man einwenden: der Dichter war 24 Jahre, als er seinem Leben ein Ende setzte; er liebäugelte weder mit dem Bolschewismus noch mit dem Nationalsozialismus – was will man mehr von einem jungen Mann verlangen, der durchaus nur Künstler sein wollte? Überdies ist auch Kunst, wie Winkler sie verstand und übte, im weiteren Sinn ein Politikum, jedenfalls war sie das in jenen Jahren: die härtere Realität des Kunstwerks entlarvt das Gerede der Kulturmacher als Geschwafel.

Problematischer noch ist die „Entmythologisierung“ Schonauers dort, wo er sie durch eine ansatzweise vorgenommene Charakterstudie Winklers vorantreiben möchte. Der Ehrgeiz Winklers, seine Kontaktschwäche und seelische Verwundbarkeit, die an dem Menschen zu beobachtenden Züge von Selbstquälerei und Autismus –: welcher Erkenntnisgewinn wird mit derartigen Hinweisen angestrebt? An keiner Stelle wird von dem Kritiker eine klare Unterscheidung (im Sinne Croces) zwischen der „praktischen“ und der „dichterischen“ Person vorgenommen. Die Grenzen verfließen, und die Unzulänglichkeiten des Menschen werden unter der Hand – jedenfalls wird einer solchen Auffassung nicht widersprochen – als Mängel des Werks ausgegeben. Zuletzt wird noch die Psychopathologie bemüht. Unglücklicherweise scheint der Kritiker auf diesem Gebiet nicht über genügende Sachkenntnisse zu verfügen. Er spricht einmal von einer „schweren maniakalischen (?) Depression“ Winklers, von depressiven „Schüben“ (gemeint sind wohl „Phasen“) und euphorischen Zuständen, was an eine Erkrankung manisch-depressiver Art denken läßt. Wenig später aber wird von einer wahrscheinlich vorhandenen „schizoiden Temperamentslage“ Winklers gesprochen. Das Eine schließt jedoch das Andere aus. Doch selbst wenn dem nicht so wäre, oder wenn die eine oder andere Diagnose zuträfe: was besagt bei einem Künstler dieser oder jener psychopathologische Zug, wenn man bei weit massiveren Erkrankungen dieser Art immer noch ein van Gogh oder ein Strindberg sein kann?

R. H.

SCHÖNE FLÜCHTIGE SCHATTEN

Margot Scharpenberg: Gefährliche Übung. Gedichte. R. Piper & Co Verlag, München 1957. 61 Seiten. 6,50 DM

Über moderne Gedichte angemessen sich zu äußern, ist mindestens ebenso schwierig wie über ungegenständliche Bilder. Diese banale Wahrheit und der Vergleich mit „abstrakter“ Kunst drängen sich einem bei der Lektüre der Verse Margot Scharpenbergs immer wieder auf. (Die Autorin, 1924 in Köln geboren, war bis vor kurzem als Bibliothekarin tätig; nach Veröffentlichungen in Zeitschriften und Zeitungen ist „Gefährliche Übung“ ihr erster Gedichtband.) Bezeichnend schon die Titel der Gedichte: neben einigen eine örtliche oder zeitliche Situation klar bestimmenden finden sich viele, die mit ihrer vagen Allgemeinheit nur Andeutungen, keine eindeutige thematische Umgrenzung geben: „Später“, „Bereiche“, „Deutung“, „Ausweg“, „Anfang“, „Rest“, „Getroffen“ etc. Auch in den Gedichten selber wird herkömmliche Gegenständlichkeit, auf Anhiob identifizierbare Welt oder Befindlichkeit des lyrischen Subjekts nicht zu häufig angetroffen. Der „Sinn“ wird entgrenzt, und dieses Ziel wird oft durch den verkürzten Satz erreicht, den die Autorin meisterhaft handhabt („Nachtgeweih, Zweige vorm Fenster, / lautlos verklammerte Schatten.“ – „Aus Sommergärten / entlassen zum Zwiesgespräch.“ – „Brandstifterzeit. / Eine Rose als Zündholz geworfen.“).

In den Dienst dieser allgemeinen künstlerischen Intention ist in diesen Gedichten auch die Metapher gestellt. Gegenständliches, Wirklichkeitsbereiche werden ohne Anstrengung übereinandergeblendet und vertauscht – mühelos, weil der Blick von Anfang an zumeist nicht an einem endgültig Bestimmten haftet, so daß er sich erst unter Opfern lösen mußte. So werden etwa in dem schönen Gedicht „Stummes Wiedersehen“ eine Begegnung als ein Sichkreuzen zweier Boote, die Blicke als Wimpel gesehen:

Bewimpelt mit Blick,
du Boot,
Segel vergessener Augen.
Wir kreuzen nicht mehr im Hafen,
wir sind auf offener See.
Unter Stürmen
wechselt keiner das Schiff.
Schreib mit mir Wimpeln ein Lied.
Ich höre.
Wir fahren, die Wellenpflüger,
einander vorüber im Meer.

Charakteristisch für diese Gedichte wie für viele andere moderne Lyrik ist das Leichte, Schwebende des Worts. Es scheint, als sei mit der Abschilderung uns geläufiger Wirklichkeit im Gedicht auch jene Schwere verschwunden, die früher so oft der „gegenständlichen“ Sprache anhaftete. Nun ist alles fast ohne Gewicht, selbst da noch, wo ein Nächtlich-Gewaltiges zur Darstellung kommt: „Die Nacht äst dicht vor den Türen, / gewaltiges Haupt in der Neige. / Mit den Schaufeln stößt sie ans Haus.“ So tritt das Gedicht Margot Scharpenbergs nicht mit energischer oder fordernder Gebärde vor den Leser hin. Was es zu sagen hat, teilt es mit zarter Geste und ganz ohne Eitelkeit mit; man könnte auch sagen: seine Umriss dämmern wie die submariner Gebilde, auf die nur ein schwacher Lichtschein fällt (wir begegnen dem Element Wasser in vielen Gedichten).

Dieser Mangel an „Licht“, an rational einsehbarer Ordnung erweist sich manchmal als Gefahr. Es ist nicht in jedem Falle zu entscheiden, ob das zuweilen Zusammenhanglose und schwer Entzifferbare zu rechtfertigen ist durch den Hinweis auf die – um im Bilde zu bleiben – Struktur dieser Gebilde, oder ob die Autorin genauer hätte hinschauen müssen. Letzteres wäre wohl vor allem von einigen der längeren Gedichte („Vor einem Bild“, „Liebe“) zu sagen, wo die Reihung stark verkürzter Aussagen oder Metaphernfülle problematisch bleibt. Daß „Schwierigkeit“ allein natürlich kein Einwand ist, macht ein Gedicht wie „Der Gelandete des Tags“ offenbar: es gehört, obwohl es sich der Übersetzbarkeit in

rational durchklärte Sprache entzieht (wie etwa die frühen Gedichte von Dylan Thomas), zu den vollkommensten dieses Gedichtbandes.

Direkte Einflüsse zeigenössischer Lyrik auf das Gedicht Margot Scharpenbergs dürften nicht so leicht nachzuweisen sein. Ganz selten glaubt man Celan zu hören, etwa in zwei Versen des Gedichts „Augenblick“: „Beim Tanzen flog dir mein Stein auf die Brust, / mein Nachtblau, es sagt dir die Zeit.“ Im Hinblick auf das geringe spezifische Gewicht des Wortes wären wohl auch Krolow, Piontek und andere zu nennen. Doch scheinen die besten der hier vorgelegten Gedichte Ergebnisse einer ganz eigenen und vorzüglich kontrollierten Inspiration zu sein. „Leichte Bilder, nur die Kette zöge, / Ankerkette, steil hinab zum Grund“: das Flüchtige und die Heiterkeit des Spiels, das auch als solches immer „gefährliche Übung“ ist, bleiben verbunden mit dem dunklen Grund, der hier zur Sprache gebracht wird, so daß kaum je – wie heute bei so vielen Autoren – der Eindruck nur gekonnter Artistik entsteht.

Berlin

Rudolf Hartung

VORSTOSS AN DIE GRENZE

August Stramm: Dein Lächeln weint. Gesammelte Gedichte. Limes Verlag, Wiesbaden 1956. 104 Seiten. 8,50 DM

Die Gedichte August Stramms, zu seiner Zeit heftig umstritten und verspottet, fesseln vor allem als Zeichen einer fanatischen, den Sprachraum ständig an den äußersten Grenzen abtastenden dichterischen Arbeit; als Zeichen, wie weit schöpferischer Eigenwille vordringen darf, ohne das Element des dichterischen Schaffens, die lebendige Sprache, zu zerstören.

Die erstmalig vorliegende Gesamtausgabe von Stramms Lyrik läßt seine unablässige Entwicklung in dieser Richtung besonders deutlich werden. Im ersten Teil, den 1913 und 1914 entstandenen Liebesgedichten „Du“, finden sich bei allem schon unver-

kennbaren Streben nach Verdichtung, nach entschlossenem Verzicht auf sprachliches Beiwerk noch weiter schwingende Sätze und Bilder mit breiten, geschlossenen Assoziationsfeldern. Im zweiten Teil, den unter dem Titel „Tropfblut“ erst nach Stramms Tod veröffentlichten Kriegsgedichten, gibt es nur noch die aufs äußerste konzentrierte Sprachform, die in den Liebesgedichten schon auftaucht, doch jetzt erst endgültig entwickelt scheint. Hier liegt der eigentliche Stil Stramms vor, der Stil knappster Aussage, auf die es ihm ankommt. Mit den ausgreifenden, in Raum und Zeit angesiedelten Bildfeldern sind die schwingenden Sätze verschwunden; mit subjektiven Aussagen sind Deklination und Konjugation, Adjektive, Bindewörter und Satzzeichen zurückgedrängt um einer allgemeingültigen Aussage willen, die über hart und übergangslos aneinandergereihte Kurzsätze bis zur völligen Konzentration auf das betonte einzelne Wort geht. Es ist zugleich das einzige Wort, das ein Höchstmaß an Unaustauschbarkeit und Präzision verbürgen soll. Denn das „Fortlassen“, das ja von allen Expressionisten, wenn auch selten so konsequent wie hier, gefordert und geübt wird, rückt die einsamen Substantive und Zeitwörter natürlich doppelt und dreifach ins Blickfeld und läßt sie doppelt und dreifach mit Inhalt und Ausdruckskraft.

So sind es die Gedichte der Ein-Wort-Zeilen, die Stramms Eigenart und Bedeutung, aber auch seine Gefahr am besten beleuchten und, trotz der Eingemeindung seiner Ergebnisse in die expressionistische Gruppe des „Sturm“, die Einsamkeit seiner Bemühungen deutlich machen. Denn Stramms Arbeit ist zwar „Sturm“ (auf die Gebrauchssprache, die überlebten künstlerischen Geschmacks- und Gestaltungsweisen), ist wildes Experiment; aber vor dem Letzten, das bewahrt bleiben muß, wenn die Sprache nicht ihr Leben verlieren soll, macht er halt und wirkt so der von den Theorien des „Sturm“ (man vergleiche etwa Rudolf Blümmers 1921 im Sturm-Verlag erschienene Schrift: „Der Geist des Kubismus und die

Künste“) geforderten sprachlichen Abstraktion praktisch entgegen, da er die reale Bedeutung des einzelnen Wortes unbeschädigt läßt. Andererseits verhindert gerade die übergroße Belastung des isolierten Wortes so oft das geschlossene sprachliche Gebilde, das Gedicht als Ganzes, so daß es immer wieder nur zu unvergeßlichen Einzelzeilen kommt. Dichte und einheitliche Schöpfungen wie das sechszeilige Gedicht „Patrouille“ sind selten.

Aber sie sind da. Und sie sind fähig, die Erfahrung der elementaren Gewalt von Liebe und Krieg, den einzigen Motiven seiner Dichtung, unverwechselbar und unzerreißbar zu gestalten. Der Postbeamte und Offizier, über den, wie es im Vorwort dieses Bändchens heißt, das Dichtenmüssen spät und plötzlich „mit vernichtender Gewalt“, wie eine Krankheit, kommt, hat die sechs oder acht Gedichte geschrieben, die nach Gottfried Benn den Dichter als Dichter ausweisen sollen.

Düsseldorf

Astrid Claes

IRLAND ALS EXEMPEL

Heinrich Böll: *Irishes Tagebuch*. Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln und Berlin 1957. 156 Seiten. 8,50 DM

Heinrich Böll: *Im Tal der donnernden Hufe*. Erzählung. Insel-Verlag, Wiesbaden 1957. 63 Seiten. 2,30 DM (Nr. 647 der Insel-Bücherei.)

Mit seinem „*Irishes Tagebuch*“ stellt sich Böll, erfolgreichster Roman- und Storyautor unserer jüngeren Schriftstellergeneration, zum ersten Mal als Privatmann vor. Er berichtet von einem Ferienaufenthalt. Der Leser wird eingeladen, den Autor nebst Frau und Kindern auf dem Schiff, im Zug, im Auto oder beim Spaziergang zu begleiten. Wer allerdings einen traditionellen Reisebericht erwartet, sieht sich rasch enttäuscht. Private Plaudereien sind nicht Bölls Sache. Hinter seiner Schilderung steht der gleiche expressionistische Impuls wie hinter seinen

Romanen: ein Pathos des Heraushebens verborgener Realitäten. Böll verwendet die eigenen Erlebnisse nur als knapp angedeuteten Rahmen, der Ferienbericht gerät ihm unter der Hand zu einem Bilderbuch, ja zu einem Roman Irlands. In achtzehn kurzen, „gezielten“ Kapiteln wird jeweils ein Eindruck, eine Beobachtung wiedergegeben und ins Typische gesteigert, etwa ein Kirchengang in Dublin, das Leben in einer Dorfkneipe, Auswandererabschied, Kinobesuch, ein verfallenes Dorf. Der Text bildet die zeitliche Kontinuität der Reise nicht ab, er läßt sie nur durchscheinen. Die Kapitel oder besser Bilder sind auf Kontrastwirkung hin gegeneinander verkantet, ihr Schnitt hat fast etwas Filmisches, sie ergänzen und steigern sich zu einer Gesamtansicht Irlands, die in gleichem Maße realistisches Porträt und Vision ist.

„Als ich an Bord des Dampfers ging, sah ich, hörte und roch ich, daß ich eine Grenze überschritten hatte“: dieser erste Satz mit seinen drei Verben gibt den Tenor an. Nicht die „Reiseerzählung“, sondern die mit allen Sinnen aufgefangene Atmosphäre des Landes stellt die Einheit des Buches her. Weißliches Blau des Himmels, melancholisches Grün der Wiesen und Moore, verwittertes Grau der Felshügel, der Küste, der natursteinerbauten Dörfer und Städte, salziger Meergeruch – mit hoher Ausdrucksmacht weiß Böll das alles zu beschwören und ständig präsent zu halten, ohne doch der Landschaftsschilderung einen poetisch-romantischen Selbstzweck zuzugestehen. Die natürliche Szenerie dient als Hintergrund, sie taucht die menschliche Szene in ihr eigenartiges Licht. Selbst historische Erinnerungen und soziologische Daten, wie Böll sie einflicht, scheinen von diesem Licht gefärbt: eine Mischung von spanischem und norwegischem Himmel. Die Iren kämpfen nicht nur mit der Armut ihres Bodens, mit industrieller Unterentwicklung, die zu ständigen Massenauswanderungen zwingt, sie kämpfen auch mit der Schwere des weiten atlantischen Himmels. Ein Kampf, in welchem, laut Böll, der Whisky, vor

• allem aber eine tiefverwurzelte Frömmigkeit tragende Rollen spielen.

Ein „Roman Irlands“, ein zur Dichtung erhobener Bericht, aber dennoch ein höchst persönliches Buch. Weniger in einem autobiographischen Sinn als vielmehr im Sinne von Bekenntnis, von geistiger Standortbestimmung des Autors. Bölls Liebe zu Irland ist kein Zufall. Den entschiedensten Katholiken unter unseren jüngeren Dichtern, dessen schriftstellerische Vorbilder fast ausschließlich zur englischsprechenden Welt gehören, mußte das einzige rein katholische Land englischer Zunge a priori anziehen. Das melancholische, schwerflüssige, groteske Stimmungen fördernde Klima mag hinzugekommen sein, um dem schwerblütigen Ekstatiker Böll dieses Land als eine Art Wahlheimat zu empfehlen. Hinzu kam die keineswegs nur geographische Insellage Irlands: am Rande Europas, meerumbrandete Festung, Schatzhaus ältester, andernorts längst überspielter Traditionen, unberührt oder erst verspätet berührt von den großen Bewegungen, die das neuzeitliche Abendland formten: Aufklärung, Nationalismus, industrieller Kapitalismus. Man muß nicht Max Webers Untersuchungen über den ursächlichen Zusammenhang von Puritanismus und Entstehung des Kapitalismus gelesen haben, um zu begreifen, was es mit der Insellage des katholischen Irland auf sich hat. Hier begegnen sich, noch kaum verschmolzen, 13. und 20. Jahrhundert, hier stehen Swift (Verteidigung des Mittelalters) und Joyce (uferlose Aufklärung) gegeneinander und zugleich miteinander. Genau das ist Bölls Irland: eine von Meerluft und Auswanderertränen bittere Idylle, ein Ort des friedlich-hartnäckigen Kampfes um Ausgleich äußerster Gegensätze. Daß es neben diesem vielleicht noch ein ganz anderes Irland geben mag, fällt nicht ins Gewicht. Entscheidend ist, daß der deutsche Autor den inneririschen Vorgang als ein höchsteigenes Problem zu erleben und uns als Spiegel vorzuhalten vermag. Wie in allen seinen Arbeiten ist Böll auch im „Tagebuch“ ein diskreter

Polemiker. Er dosiert vorsichtig Sozialkritik und Kritik an einem pseudorevolutionären Intellektualismus, den er für heillos hält, um uns am Ende zu zeigen, wie dieses „rückständige“, aber fromm gebliebene Irland mit seinen Gegensätzen, die den unseren in nicht weniger Hinsicht ähneln, besser fertig wird, einen ausgeglicheneren seelischen Haushalt hat als wir.

Heinrich Böll ist kein Autor, der aus Freude am Schreiben schreibt. Er schöpft immer aus dem Quell eines zentralen, existentiellen Anliegens. Nachdem er in seinen früheren Stories und Romanen ganz dem Kriegserlebnis und seiner Verarbeitung zugewandt war, scheint er mit dem „Irischen Tagebuch“ eine neue, zweite Schaffensperiode begonnen zu haben, die unter der Leitidee Versöhnung von Aufklärung und Katholizität steht.

Hierfür legt auch die kleine, kürzlich erschienene Erzählung „Im Tal der donnernden Hufe“ ein bewegendes Zeugnis ab. Auf 63 Seiten gibt Böll eine ungemein prägnante, locker-gedrängte Studie aus der Pubertätszeit zweier nachkriegsdeutscher Jungen. Er zeigt fleischliche Not und deren Überwindung – nicht durch strafende Moral, sondern durch den unantastbar heilig gebliebenen Eros: das Flüchtlingsmädchen Maria rettet den selbstmordbereiten Paul (beide sind fünfzehnjährig), indem sie sich vor ihm enthüllt und sich ihm verspricht. Das Heikle wird mit höchster Diskretion behandelt, das Direkte durch symbolische, unmittelbar treffende Bilder vertreten. Innerhalb von Bölls Werk, wo man das Erotische meist in unruhig flackernden Lichtern dargestellt sah, deren Farbe teils von Strindberg, teils von Mauriac entlehnt schien, meldet sich hier etwas durchaus Neues. Diese Pubertätsgeschichte muß in kirchlichen Kreisen als aufklärerisch, in weltlichen Zirkeln als tief katholisch empfunden werden. Sie schlägt eine Brücke. Vor allem aber ist sie nach Sprache und Aufbau eines der kostbaren, subtilsten Kunstwerke unserer neueren Literatur.

Heidelberg

Gert Kalow

LIEBE, BROT UND GIESSMASCHINEN

Wladimir Dudinzew: Der Mensch lebt nicht vom Brot allein. Roman. Aus dem Russischen von Ingo-Manfred Schille. Verlag der Sternbücher, Hamburg 1957. 437 Seiten. Leinen 14,80 DM

Genosse Dudinzew darf weiterschreiben. In einem zweiten Roman wird er die Fehler des ersten wieder gutmachen. Dies das Ergebnis einer halbjährigen Diskussion über „Der Mensch lebt nicht vom Brot allein“, das Erstlingswerk eines jungen Autors, das in der russischen Zeitschrift Nowy Mir in Fortsetzungen erschienen war. Im Januar dieses Jahres begann der Streit mit einer öffentlichen Debatte im „Kulturklub“; eine Hundertschaft Polizei mußte aufgeboten werden, um die Menschenmenge in Schach zu halten, die mit Leitern durch Fenster und Luftschächte sich in den Saal drängte. Dann kam es zu einer Diskussion in der Moskauer Lomonossow-Universität. „Unsere Literatur“, rief einer der Diskussionsredner, „war bisher die Literatur einer großen Lüge – nun endlich wird sie zur Literatur der großen Wahrheit.“ Die partei-offizielle Kulturkritik war anderer Meinung. Im März wurde Dudinzew bei einer Plenartagung in die Schranken verwiesen. Er und sein Held Lopatkin, dieser „rachitische bürgerliche Alleingänger“, hätten noch nicht begriffen, „daß zum wirklichen Kommunismus nur ein Weg führt – der Weg über die Diktatur des Proletariats.“ Der Schriftsteller der sozialistischen Gesellschaft „lehnt bewußt in seinem Schaffen alles ab, was dem bürgerlichen Individualismus huldigt und den Interessen dieser Diktatur des Kollektivs Schaden tut.“ Der empfindlichste Vorwurf aber, den man Dudinzew machen konnte, war, daß der Westen seinen Roman so enthusiastisch begrüßte. Schon im Frühjahr erschienen hier mehrere Übersetzungen, die mit Radau angekündigt und lebhaft beredet wurden. Man sprach von Wiederkehr der russischen Seele, von einer revolutionären Tat, einem Akt der Freiheit, von einem Buch, das unsere

Herzen gewinnt – es wurde zum Bestseller. Dieser Ruhm beruht auf einem Mißverständnis. Es spricht aus ihm die Hoffnung, daß hinter dem eisernen Vorhang etwas anders geworden sei; die Hoffnung aber entstammt der Angst vor einer Welt, die man nicht verstehen kann und nicht verstehen will. Wie wenig man sie versteht, zeigt der jetzt veröffentlichte Briefwechsel zwischen dem Autor und seinem deutschen Verleger: sie reden aneinander vorbei. Der Westen fand in dem russischen Roman das, was er darin finden wollte. Und als der Autor sich händeringend gegen solche Interpretationen wehrte, attestierte man ihm, er sei also auch schon zu Kreuz gekrochen und habe alles, was unsere Herzen höher schlagen ließ, widerrufen. Hat er nicht inzwischen öffentlich bedauert, in seinem Leichtsinn und in seiner Unerfahrenheit die Rolle der Partei verkannt und ganz falsch gezeichnet zu haben? Immerhin mag man sich damit trösten, daß die Lizenz für die russische Buchausgabe jetzt doch noch erteilt wurde und daß man Dudinzew weitere Chancen gibt.

Der Mensch lebt nicht vom Brot allein. Was braucht er noch? Maschinen! Und den Idealismus, sie zu erfinden. In einem System aber, das „den Apparat der Staatsmaschine in eine bürokratische Festung verwandelt hat“ und darauf schwört, daß „jedes Kollektiv genialer ist als jedes Genie“, geht es so einem penetranten Erfinder nicht sehr rosig, da muß auch noch eine Frau her, die Nadja heißt und unserem Genie mit viel Liebe unter die Arme greift, selbst gegen den Widerstand des Herrn Gemahls und ganzer Ministerien. Denn es dreht sich ja nicht etwa um den Helden und sein Privatvergnügen, es geht um die erhöhte Produktivität, es geht um das Kollektiv, das Maschinen für automatischen Röhrenguß braucht. Lopatkin ist revolutionär, aber im Sinne desselben Systems, das er attackiert, weil es zu erstarren droht. Somit bleibt auch Dudinzews Kritik systemimmanent. Mag er immerhin die von der Partei geforderte Satire gegenüber Auswüchsen der Büro-

kratie ein wenig zu weit getrieben haben, mag er immerhin die Bösewichte und nicht den idealistischen Helden als typische Produkte des Systems zeichnen – sein Herz schlägt doch beim System, bei dem des „wahren Kommunismus“. Und es schlägt nach dem stereotypen Takt, den der sozialistische Realismus vorschreibt. Alle aus der russischen Literatur der letzten Jahrzehnte sattem vertrauten Typen, Gags und Klischees passieren Revue in geradezu beispielhafter Vollständigkeit. Man braucht nur das dem Roman angehängte Personenregister sich anzusehen: Drosdow, „der hartherzige Funktionär und rücksichtslose Karriere-maker“; Nadja, „die junge, idealistische Lehrerin“; Lopatkin, „der eigentliche Held, der seine ganze Kraft in die Idee einer Sache stellt“ (1) usw. Dudinzew weiß diesen Stereotypen wenig hinzuzufügen außer einer reichlich bemessenen Dosis von Sentimentalität, die bei uns als russische Seele goutiert wird, und der peinlichen Beschreibung der Mäntel, Schuhe, Aktentaschen, die seine Figuren schmücken; ganz besonders scheinen es ihm die Hemdenknöpfe angetan zu haben. Und schon jubelt die westliche Kritik, die Welt habe einen „neuen Romancier von Rang gewonnen“ (*Der Tag*), dessen Werk würdig sei, „in die große Literatur Rußlands eingereiht zu werden“ (*Westfälische Rundschau*); Dudinzew setze „bruchlos die Tradition von Gogol und Turgenjew fort“ (*Süddeutsche Zeitung*), er führe zurück zum „echten Realismus eines Balzac, Zola und Heinrich Mann“ (*Die Zeit*).

Das ist das Erregende: ein Roman, der das Niveau unserer mittleren Unterhaltungsliteratur mit Bestsellerambitionen noch unterbietet, wird als literarische Sensation beschrieben; einem Roman, der – wenn nicht unbedingt politisch, so jedenfalls literarisch – die Anpassung an gängige Patterns zelebriert, wird „treffende Charakterzeichnung und ein Übermaß an Menschenkenntnis“ nachgerühmt; in einem Roman, der Sentimentalität mit Reportage mixt, hört man einen Ton, „den man nicht aus den Ohren

verliert“. Man hatte ihn schon in den Ohren, bevor einem noch das brave Machwerk in die Hände kam, den Ton des frisierten Stumpfsinns:

„Sein Zug fuhr um ein Uhr in der Nacht. Den Abend hatte er gemeinsam mit Nadja verbracht. Nikolaschka saß auf seinen Knien und Dmitrij Alexejewitsch (Lopatkin) erzählte ihm von der weiten Reise, wobei er alles vermied, was dem Jungen noch nicht gesagt werden konnte. Er schwärmte von der rauen Schönheit des sibirischen Nordens. Dann legte die Mutter endlich Nikolaschka ins Bett. Er schlief sofort ein. Die beiden sahen sich tief in die Augen. Sie gingen hinaus – machten einen Spaziergang auf der Leningrader Chaussee. Das Wetter war schön, lange schritten sie im dunklen Schatten der Bäume dahin . . .“

Darmstadt

Karl Markus Michel

FREIBEUTERROMANTIK

Sergiusz Piasecki: *Der Geliebte der großen Bärin*. Roman. Aus dem Polnischen von Günter Walzel. Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln-Berlin 1957. 414 Seiten. 16,80 DM

Reymonts „Bauern“ wurden vor fünfzig Jahren geschrieben, als noch Henryk Sienkiewicz die polnische Literatur in der Welt repräsentierte. Damals gab es noch einige andere Namen, Jan Kasproicz und Stefan Zeromski etwa und den des deutsch schreibenden Stanislaw Przybyszewski, die internationalen Klang hatten. Seither wurde Polen nach dem ersten Weltkrieg wieder zusammengefügt und selbständig und nach dem zweiten, nun als Ganzes, ein Außenbezirk der Moskauer, der erst jüngstens – und auch nur ein wenig – eigenen Atem schöpft. Es ist möglich, daß die politischen Ereignisse, der Fortfall der großen Einigungspare in den zwanziger, der Verlust der Freiheit in den vierziger Jahren, kurz die Inanspruchnahme der Öffentlichkeit für vielerlei noch ungefestigte und schon wieder gefährdete Staats- und Nationalerrungen-

schaften, die kräftige Entwicklung einer polnischen Literatur, die doch eigentlich erwartet wurde, hinderten. Es gab zahlreiche Ansätze, ohne Frage, aber viel mehr als einige Kenntnis von Kaden-Bandrowski und Julian Tuwim drang nicht zu uns, und die jüngeren Kräfte werden obendrein vom sozialistischen Realismus und von der Emigration bestimmt, zwei von außen wirkenden Bedrängnissen, die der Leistung nicht eben förderlich sind.

In dieser Situation hörte man schon vor Jahren von Piasecki, der sich in der Welt mit einem Schmugglerroman Ruhm erworben habe. Und dieser Autor tritt nun mit seinem berühmten Buch – etwas spät, beinahe zwanzig Jahre nach dem ersten Erscheinen – auch vor den deutschen Leser. Aber die Bekanntschaft lohnt sich auch heute noch. Piasecki ist ein interessanter Mann. Er hat das Schmugglerleben selber geführt, von dem er seinen Helden Wladek erzählen läßt. Er hat dafür zehn Jahre im Zuchthaus gesessen. Er hat, bei Kriegsbeginn freigekommen, jahrelang als Partisan gegen die Deutschen, später als Partisan gegen die Bolschewiken gekämpft und lebt heute im Ausland. Seit seinen Jünglingsjahren hat er kein in unserm Sinn normales, kein eigentlich arbeitsames, kein bürgerliches Leben geführt.

Und davon – in jenem Ausschnitt, der die Schmugglerjahre umfaßt – erzählt sein Roman. Er ist im Zuchthaus geschrieben worden, und er ist erfüllt von der Sehnsucht nach Freiheit, ja von der Sehnsucht nach Gefahr und Abenteuer, von der Sehnsucht nach den einstigen rauen Freunden und dem strapazenreichen Leben im Wald, unter der Geliebten, die „die große Bärin“ heißt, Ursula major, und jenes Sternbild ist, das auch „der große Wagen“ genannt wird. Er ist erfüllt von jener ertümlichen, heidnischen, asozialen, noch ganz nach Naturinstinkten handelnden Männlichkeit, der drei Lebensinhalte wichtig sind: das Mut, Kraft und List erfordernde gefährliche Abenteuer, die gewaltige Trunkenheit und die Liebe der Weiber, aus der wiederum

neue und andere Abenteuer und Anlässe zum Trinken entstehen. Solch ein Leben jenseits der Ordnung und der Gesetze hat eine eigene Räubermoral, eine eigene Freibeuterromantik und eine eigene menschliche Tragik. Wladek Labrowicz, der Erzähler, ist davon überzeugt, die ganze Fülle des Daseins auszukosten. „Die Herrlichkeit des Lebens ließ meinen Atem stocken“, schreibt der Autor im Vorwort. Und da er das Schmuggeln nicht episodisch betreiben kann wie die meisten, da er die ganze Erfüllung sucht, ist er am Schluß völlig allein, der König der Grenze und der Grenzwälder zwar, aber zugleich ein Schrecken Einflößender, ein tragisch Vereinzelter, der die jahrelang umworbene, ebenbürtige Frau an den größten Schubiak verliert. Und wie dieser angeberische, hinterhältige Feind ist die übrige Welt: voller Feigheit und Verrat, niederträchtig, ängstlich, böse. Die treuen Kameraden, die hochherzigen Kumpane sind ihr allzubald zum Opfer gefallen. Und des Menschen Geliebte ist einzig ein Sternbild, dessen Zauber und Beständigkeit der Himmel nicht in die irdische Wirklichkeit zu projizieren vermag. Es ist schon begreiflich, daß dieses Buch, für dessen Fassung der Gefangene mühselig literarische Studien trieb, ihn schließlich aus der Zelle holte und ihn weithin bekannt machte. Piasecki schreibt berichtend, unsentimental, sachlich und recht anschaulich, mit der zaghaften Poesie einer derben Sprache. Sowohl im moralischen wie im intellektuellen und literarischen Bereich ist er ganz unschuldig und unerfahren, man möchte sagen von einer frühen, zivilisationslosen Natürlichkeit. Obgleich die ästhetischen, also künstlerischen Werte seiner Arbeit keineswegs bemerkenswert sind, mußte er nach Thomas Mann – Kunst nähre sich aus den amoralischen, nicht aus den moralischen Emotionen – den Kunstwurzeln doch immerhin sehr nahe sein. Hier aber setzen Zweifel ein, besonders wenn man vergleichsweise an Romane etwa von Bernanos denkt. Kunst ist weder von moralischen noch von amoralischen Absichten oder Voraussetzungen

abhängig. Aber es fragt sich, ob die eine oder andere Tendenz, wenn sie die Kunstbemühung überragt, nicht fragwürdig wird, ein minderndes Element, das wie die Romantik – diese Freibeuterromantik – der Auseinandersetzung und Gegenüberstellung ausweicht. Piasecki setzt sich mit dem Leben nicht auseinander, er weicht aus, findet eine suspektere Variante echter Freiheit und besingt sie. Und das ist nur wenig, sein Typus ist im Grunde längst überholt.

So geht denn seine Wirkung auch nicht von seiner Kunst, sondern von seiner Authentizität, seiner Kompetenz in Sachen des Schmuggels aus. Der Roman wurde erlebt, ehe er zu Papier kam. Die Zustände an der polnisch-russischen Grenze in den zwanziger Jahren, die Einzelheiten der Örtlichkeit, des alltäglichen Lebens, des Schmuggelgeschäfts, der Grenzgänge, die vielen kleinen, unbedingt stimmenden Züge, die aus der Erzählung mehr einen Bericht machen, ein Dokument des Absonderlichen – das ist es, was den heutigen Leser packt.

Berlin

Werner Wilk

DRAMA EINER EHE

Jean Schlumberger: Madeleine und André Gide. Aus dem Französischen von Maria Schaefer-Rümelin. Claassen-Verlag, Hamburg 1957. 236 Seiten. 13,80 DM

Wenn nach dem Tode eines großen Mannes die guten Freunde sich gedrängt fühlen, der Wahrheit zum Siege zu verhelfen, jener Wahrheit, die bis dahin mit Rücksicht auf den großen Mann schonam behandelt werden mußte, dann ist das zumeist kein erhebendes Schauspiel. Man hat es eilig, die Standbilder von ihrem Sockel zu stoßen, und nur selten gelingt es, die Freude an den Scherben überzeugend als unbezähmbare Wahrheitsliebe zu maskieren. Das vorliegende Buch ist insofern ein sympathisches Unikum, als hier das Umgekehrte versucht wird: der Verfasser fühlt sich zu einer Ehrenrettung verpflichtet, zu einer doppelten sogar. Er ist der Meinung – und diese Mei-

nung stützt sich auf intime, in langer Freundschaft mit dem Hause Gide erworbene Kenntnis –, daß André Gide in seinen Schriften, vor allem in seinem Intimen Tagebuch und dem berühmt-berüchtigten „*Et nunc manet in te*“, ein viel zu düsteres, ja ein tendenziös ins Tragische verfälschtes Bild der Ehe mit seiner Kusine Madeleine Rondeaux gegeben habe. Weder sei diese Ehe das stille Martyrium für Madeleine gewesen, für das man sie, Gides Winken folgend, halten mußte, noch sei es erlaubt, in Madeleine nur die bleiche Vestalin zu sehen, als die sie bisher erschien.

Jean Schlumberger macht sich die Mühe, aus großenteils unbekannten Briefen und Tagebuchaufzeichnungen Madeleines sowie aus Äußerungen Dritter ihr Bild neu und „richtig“ aufzubauen. Wir lernen eine stille, kluge, sehr religiöse, aber auch lebensängstliche und kränkliche Frau kennen, eine große Unscheinbare von schüchterner Entschiedenheit, unerschütterlichem Pflichtbewußtsein und übermäßiger Verschwiegenheit der Gefühle. Dieses Bild ist nicht so neu und überraschend, wie Schlumberger anzunehmen scheint. Es deckt sich, mag es auch ein wenig lichter sein, im wesentlichen mit dem, was Gide von ihr gegeben hat und das der Verfasser korrigieren zu müssen meint. Schlumbergers Beweisführung stößt insofern ins Leere, als Gides Lebensgefährtin zu jenen Frauen gehörte, die erst im Widerschein ihres Partners zu leuchten beginnen, dann jedoch eine unverkennbare Eigenfarbe zeigen. Erst im Hinblick auf Gide wird Madeleine zur Person. Daß sie selbst das wußte (besser offenbar als ihr posthumer Anwalt), darin liegt ihre Größe.

Muß Schlumbergers Bemühen so einerseits in der ritterlichen Geste steckenbleiben, so ist andererseits eine sich bis zur Selbstaufgabe zurückhaltende und in solcher Zurückhaltung ihre Erfüllung findende Madeleine doch auch wieder Voraussetzung für das Bild, das Schlumberger von der Gideschen Ehe entwirft. Ihm liegt daran, uns davon zu überzeugen, daß diese Ehe keine Tragödie im landläufigen Sinne ge-

wesen sei. Für die ersten zwanzig Jahre (von 1895 bis etwa zum Sommer 1917) trifft das gewiß zu. Manches spricht dafür, daß Madeleine, als sie sich nach jahrelangem Widerstreben zur Ehe mit Gide entschloß, in der Tat nichts als eine geschwisterliche Beziehung erwartete („Mein Bruder, mein lieber, innig geliebter Bruder ...“). So gewiß sie Gides „Wie schön ist doch die Lust ohne Liebe!“ aus tiefstem Herzen verabscheute, so gewiß teilte sie sein „Wie edel ist die Liebe ohne Lust!“ Wie er, sah sie in einer von allen sexuellen Zufälligkeiten freien Verbindung, in einer Liebe, bar jedes physischen Wunsches, in einer reinen Hingabe der Herzen, über die die Zeit keine Macht hat, den Idealfall einer Ehe. In dieser Überzeugung sind beide bis zuletzt unerschütterlich geblieben.

Das geheime Drama ihrer Ehe, das auch Schlumberger nicht leugnet, begann erst um das Jahr 1918, als Madeleine die homoerotischen Neigungen ihres Mannes bemerkte. Aber auch da ist es nicht in erster Linie die Frau, die leidet, sondern die Puritanerin und Moralistin. Von nun an lebt sie in ständiger Sorge um das seelische und sittliche Heil ihres Mannes. In einer Art moralischer Panik verbrennt sie seine Briefe, nicht etwa aus verletzter Fraulichkeit oder weiblicher Rachsucht – es ist durchaus keine Strindbergsche Szene. Im übrigen wird sie ihrer Erschütterung mit der ihr eigenen stillen Kraft im Laufe der Jahre mehr und mehr Herr. „Aber o Wunder!“ so stellt Gide selbst fest: „Langsam formte sich aus den Trümmern unserer Liebe eine neue, wie übernatürliche oder übermenschliche Harmonie ...“ Der Vorgang der Verkümmern, auch der körperlichen Verkümmern, den er nichtsdestoweniger mit so gräßlicher Eindringlichkeit in „*Et nunc manet in te*“ beschrieben hat, wird von Schlumberger geleugnet. Gides vielgerühmte Aufrichtigkeit sei hier – wie auch sonst wohl – nicht frei von Schauspielerei und literarischer Pose. „Die Anhäufung von Gewissensbissen“, bemerkt Schlumberger, „die Gide an der Schwelle seiner Ehe-

erinnerungen aufgerichtet hat, scheint mir zu einem bestimmten Plan zu gehören – einem noch dazu so schlecht berechneten, daß die Sünden des Büßers als Aschenregen auf das Opfer niederfallen.“

Hier ist der Punkt, wo man nach der Notwendigkeit des Buches von Schlumberger zu fragen beginnt. Niemand – auch Schlumberger nicht – kann die Echtheit der Gefühle Gides zuverlässig nachmessen. Sicher ist, daß „*Et nunc manet in te*“ unter dem unmittelbaren Eindruck von Madeleines Tod geschrieben wurde; sicher ist ferner – wie könnte es auch anders sein? –, daß Gide Madeleine gegenüber eine Schuld empfand. Denn wie klug sich beide in ihrer Ehe auch eingerichtet haben mochten, es blieb doch immer die quälende Frage, eine wieviel reichere und glänzendere Entwicklung Madeleine vielleicht hätte nehmen können, wenn ihr nicht so vieles und Entscheidendes vorenthalten worden wäre. Daß Gide sich diese Frage schon früh gestellt hat, erfahren wir aus einer von Schlumberger selbst erlebten und mitgeteilten Szene, in der Gide „wie von einem unauflösbaren Konflikt erschüttert“ am ganzen Leibe gezittert habe. Mag Gide mit seinem Schuldbekenntnis, seiner „beklagenswerten Beichte“ (Schlumberger), weder Madeleine, noch sich selbst, noch dem Ausnahmefall ihrer Ehe voll gerecht geworden sein – daß er den inneren Zwang zu solch einem Schuldbekenntnis spürte, will uns bedeutsamer erscheinen als das allzu beflissene Zurechtrücken einiger biographischer Daten oder Nuancen.

Berlin

Günter Blöcker

GERMANISCHER MYTHOS

Gerhard Nebel: Die Not der Götter. Welt und Mythos der Germanen. Hoffmann & Campe Verlag, Hamburg 1957. 216 Seiten. 12,80 DM

Die Titel von Gerhard Nebels Büchern tragen oft dynamische und emotionelle Akzente („*Weltangst und Götterzorn*“, „*Das Ereignis des Schönen*“, jetzt „*Die Not der*

Götter“). Darin kündigt sich an, daß es diesem Denker bei seinen literarischen Unternehmungen nicht um die Sedimente wissenschaftlicher Kleinarbeit, sondern im ursprünglichen Sinne um Erkenntnis-*Akte* oder – um im geologischen Bilde zu bleiben – um Eruptivgestein des Gedankens geht. Wer sich über „Kultur und Religion der Germanen“ unterrichten möchte, wird Grönbech oder ähnliche Autoren, aber nicht Nebel lesen müssen. Wer jedoch den germanischen Mythos in seinen überzeitlichen Weltzusammenhängen verstehen, vielleicht sogar in Schicksalsmomenten als Gefahr und Versuchung mitvollziehen will, kann aus diesem Germanenbuch weit über das Spezialthema hinaus ungewöhnliche Geisteshilfe und Existenzerhellung beziehen. Der Keim des Werkes waren zwei Aufsätze „*Die Welt der Germanen*“ und „*Mythische Dichtung*“, die vor längerer Zeit in den „Neuen Deutschen Heften“ erschienen. Weil Nebels Konzeption des Germanentums leicht mißverstanden wird – die dürftigsten dieser Mißverständnisse hießen: Neonazismus, Brutalismus, ja sogar Alkoholismus – empfiehlt es sich, seine Hauptgedanken kurz in Erinnerung zu bringen.

Schon bei seinen Ideen zur griechischen Tragödie wurde deutlich, daß Nebel bewußt mit Voraussetzungen denkt, Voraussetzungen christlicher Art. Die Fachforschung hat ihm das „gedankt“, indem sie von seiner „Geburt der Tragödie“ nicht Notiz nimmt, obwohl es inzwischen einen „realen Humanismus“ gibt, der mit besserer wissenschaftlicher und philosophischer Rückendeckung gleiche Ideen herausarbeitet, gleiche Voraussetzungen macht, ja sie für eine angemessene Erkenntnis dieser Dinge, von ihrem humanistischen Mitvollzug gar nicht zu sprechen, als unumgänglich erachtet. Die Auffassung setzt sich mehr und mehr durch, daß man so hochgradig existentielle Themen wie die griechische Tragödie, den Mythos, den Humanismus nicht in der zeitlich-sprachlichen Isolierung ihrer Literaturdokumente betrachten, sondern als Seins-Chiffren lesen, mit eigenem „My-

thos“ in sie eingehen muß. Daß sich hierzu für uns nur noch der christliche eignet, daß er allen Mythos der abendländischen Welt zugleich bewahrt und aufhebt, war dann die naheliegende Folge, die seinerzeit die ersten Vorläufer im Wandel solcher Auffassungen von Antike und Humanismus (Nietzsche, Burckhardt, Bachofen, Klages), aber auch manche den existentiellen Impuls aufnehmende Mythenforscher der Gegenwart (Kerenyi, Jung) noch nicht mit voller Deutlichkeit in den Blick bekamen. Nebel antizipiert diese Konsequenz mit der sprunghaften Unbekümmertheit und persönlichen Wahrhaftigkeit eines gläubig gewordenen Geistes. Aber er tut es als Protestant der Barthschen Richtung ohne Fanatismus und Bildersturm, ohne Vernunftabdanke und scheelen Blick auf die zurückgelassene Welt, die überwundene Daseinsweise. Im Gegenteil, das Germanenbuch ist ja viel eher ein Akt des Rettens und Bewahrens als einer der Destruktion oder – mit umgekehrten Vorzeichen – der Sentimentalität. Von Romantik und Rationalismus gleichweit entfernt, arbeitet er mit einem dem Zauber dieser alten Mythen oft fast zu weit nachgebenden Entzücken die gedanklichen Strukturen des germanischen Mythos heraus, wie sie in der Edda und den Sagas, in den Quellen des Nibelungenliedes, aber auch noch im Heliand und nicht zuletzt in wichtigen geschichtlichen Erscheinungen – Wikinger, Wandalen, Goten, Geiserich, Theoderich usw. – manifest geworden sind. Dies alles ohne Methode und Systematik, spekulativ und assoziativ, in zyklischen Kapitelreihen; niemals so, daß man sicheres „Wissen“ daraus machen und übernehmen könnte, aber doch mit einem élan vital, daß es überall knistert und blitzt, daß die großen Rahmengedanken mit einer dichten Folge mitunter auf die verzauberndste Weise kombinierter Einzelheiten besetzt werden. Die Darstellung kulminiert dort, wo der germanische Mythos in Beziehung und Kontrast zum griechischen gesetzt wird. Hier kommen auch die fruchtbarsten Erträge des Gedankenganges zum Vorschein.

Im Gegensatz zu den meisten humanistischen Auffassungen anerkennt Nebel keine generelle Superiorität des griechischen vor dem germanischen Mythos. Dies aber nicht, weil „uns die Germanen näher stehen“ – niemand hat so radikal mit „Teutonismus“ aufgeräumt wie dieser als Kryptonazi verdächtige Geist im Einleitungskapitel seines Germanenbuches –, sondern weil die Folie des biblischen Denkens seine Untersuchung und Taxierung bestimmt. Griechenland ist zwar mit Philosophie und Gnosis eng ins Christentum verflochten, der griechische Mythos taugte aber nicht zur Aufnahme einiger entscheidender christlicher Begriffe. Hier waren die Germanen besser „vorbereitet“, vor allem durch ihren tiefen, nicht zyklisch verstandenen Begriff von Eschatologie und Geschichte, Rangarök und Götterdämmerung: „Den Griechen war das Nichts überhaupt verschlossen, die Germanen kannten das Vergehen, das im Nichts endet, die Besonderheit der Bibel ist die Entstehung aus dem Nichts.“ – Nebel ist mit diesem Buch ein Pionier beim Überdenken unseres mit dem germanischen Mythos beginnenden Geschichtsbildes geworden, auf einem Gelände also, wo vorerst, nach den jüngsten Katastrophen, nur Trümmer herumliegen und die Notwendigkeit eines ordnenden Wiederaufbaues oft noch nicht einmal gesehen wird.

Berlin Joachim Günther

DANK AN CAROSSA

Testimonia a Carossa, ein italienisches Bekenntnis. Hg. vom italienischen Kulturinstitut München, München 1957. 104 Seiten. 3,— DM

Kein Tod eines deutschen Dichters – nicht einmal der des weltbekannten Thomas Mann – hat in Italien solch eine Welle der Anteilnahme und Trauer erregt wie der Tod von *Hans Carossa*. Und noch hat diese Welle sich nicht gelegt: noch am 7. Mai brachte die Florentiner „Nazione“ einen erschöpfenden und durchdachten Artikel

über Carossas Alterswerk „Der alte Taschenspieler“ aus der Feder Rodolfo Paolis, des Verfassers eines Werkes über Goethe und Jung Stilling und Übersetzers der *Le Fort*. Und jetzt hat mit beispieldürftiger Pietät der Leiter des italienischen Kulturinstituts in München, Francesco *Politi*, ein Büchlein herausgegeben, das er ein „italienisches Bekenntnis“ nennt.

Das Büchlein, dessen Einband die Abbildung von Hans Wimmers Carossa-Büste ziert, ist eingeleitet vom deutsch geschriebenen Vorwort Politis. Er führt aus, warum Carossas Dichtkunst den Italiener in „eigentümlicher Weise“ anspricht: hier nennt er die „höhere, vorsehungsbestimmte Harmonie, in der sich alle Zwiespältigkeiten aussöhnen und schlichten“, die „beherzte Annahme des Leidens als eines Prüfsteins des Menschlichen“, die „klassisch anmutende Schlichkeit der Aussage“, und betont als etwas dem Italiener besonders Wertes Carossas Fähigkeit, „Saft und Kraft aus persönlichem Erleben“ zu ziehen, was auch der Tendenz der heutigen italienischen Literatur entspreche.

Von vier Verfassern enthält das Buch sechzehn übersetzte Gedichte Carossas, neben den Originalen; dazu kommen vierzehn italienische kurze Aufsätze über ihn; erwähnen wir unter deren Verfassern den römischen Germanisten und Carossa-Übersetzer Professor Bonaventura *Tecchi*, der so gern deutsche Dichter in seinem Institute vorlesen läßt. Ein Verzeichnis der Mitarbeiter am vorliegenden Büchlein erwähnt auch deren andere Arbeiten: schließlich führt noch ein Verzeichnis 35 in Italien verfaßte Arbeiten über Carossa auf. Wir können keinen Zufall im Erscheinen des Büchleins sehen. Es ist Ausdruck der Schicksalsgemeinschaft zwischen den beiden Völkern, die schon vor Dantes Zeiten bestand und die, trotz zeitweiliger grausiger Feindschaften, nun einmal nicht gelöscht werden kann. Dank sei für diese Bekundung Francesco Politi.

Gauting

Otto v. Taube

DER RUNDfunk UND SEINE HÖRER

Wie wir vorhergesehen haben, ist Dieter Hasselblatts polemische Betrachtung „Die Unfreiheit des Rundfunks“ (Heft 36) zum Teil auf heftigen Widerspruch gestoßen. Wir drucken im folgenden die uns zugegangenen Diskussionsbeiträge ab; ihre Verfasser sind mit einer Ausnahme als Redakteure verschiedener Rundfunkanstalten tätig.

Armer Rundfunk

Soll man ihn abschaffen, ist er ein notwendiges Übel oder läßt sich hoffen, daß er sich bessere? Er ist institutionell ein Erzeugnis der technisierten Massengesellschaft, wie meinetwegen der Rotationsdruck, der Film, der Sport oder auch die Demokratie. Dieter Hasselblatt hält nicht viel von ihm, das ist sein gutes Recht. Er verweist ihn sozusagen in den Vorraum der Kultur: als das perfektteste Publikationsmittel der Zivilisation, mit der Aufgabe des Mitlers in Unfreiheit.

Jede Kritik am Rundfunk als einem Phänomen dieses Zeitalters müßte indes, so meine ich, davon ausgehen, daß man von „dem“ Rundfunk gar nicht sprechen kann. Er ist vom Wesen her ein Gebilde, das aus völlig heterogenen Schichten besteht. Da gibt es das weite Feld der politischen und sonstigen Nachrichten, daneben die Kommentare; Reportagen, Reiseberichte, Lyrik, Vorträge; Kirchenfunk, Schulfunk, Frauenfunk etc. Ein großer Teil des Programms wird mit Unterhaltung und „Musikabfluß“ ausgefüllt. Niemand wird bestreiten, daß Informationen, Belehrung und auch Unterhaltungskonserven, aus welchen Gründen immer, nicht den Charakter der Kunst haben. Der Anspruch, Kunst zu sein oder doch zu vermitteln, kann von vornherein nur für die rundfunkeigene dramatische Form, für das Hörspiel, zuweilen auch die Hörfolge, und für qualifizierte Konzerte sich stellen. Hier aber bestreitet Hasselblatt die Legitimation, da der Funk unfrei sei und gegenüber dem Hörer in einem kontaktlosen „Sterilraum“ verharren müsse.

Selbstverständlich hat der Funk als eine

„Anstalt des öffentlichen Rechts“ nicht die Freiheit, die ein Privatunternehmen unter Umständen haben kann. Der Monopolcharakter des Funks ergibt sich daraus, daß der „Demos“ sein Herr ist. Auf diese Weise soll vermieden werden, daß Partialgruppen jeweils die Herren sind. Der „Demos“ selbst aber ist eine Abstraktion. Er konkretisiert sich in der Gestalt von Parteien, öffentlichen Verbänden, Kirchen, Organisationen, die ihrerseits die Willensbildung innerhalb einer demokratischen Gesellschaft artikulieren, wenn auch nur ungefähr. Zugegeben, der Rundfunk ist von diesen Machtgebilden infolge seiner öffentlich-rechtlichen Struktur abhängig, und zwar wegen seiner breiten Wirkung in höherem Maße als eine andere öffentliche Institution. Die Privatisierung des Funks, das räumt Hasselblatt selber ein, würde nur eine andere Form von Abhängigkeit herbeiführen. Aber gibt es überhaupt ein publizistisches Instrument, das völlig unabhängig wäre? Ich kannte nur eines: die Einmann-Zeitschrift „Die Fackel“ von Karl Kraus. Auch Zeitschriften und Zeitungen sind, sofern sie das Glück haben, von den Wünschen ihrer Geldgeber unabhängig zu sein, zumindest vom Geschmack ihrer Leser abhängig, was die Höhe der Auflagen betrifft. Da die Auflagenhöhe durch die Mehrheit der Leser bestimmt wird und diese Mehrheit bekanntlich nicht den Geschmack der Spitze hat, sind auch periodische Druckerzeugnisse auf eine relativ breite Leserschicht angewiesen, von wenigen Optimalfällen abgesehen. Ich wüßte nicht, wie der Funk „frei“ sein könnte. Gewiß müßte er versuchen, freier zu sein als heute. Aber hier besteht ein

Wechselverhältnis zwischen Funk und Öffentlichkeit, ein Wechselverhältnis auch zwischen Nehmen und Geben von Freiheit. In einer Gesellschaft von hohem kritischen Durchschnittsniveau würde auch das Publikationsorgan „Funk“ seine Leistungen zwangsläufig steigern.

Hasselblatt versucht eine strikte Unterscheidung zwischen Kultur und Zivilisation, wie sie immer wieder nur in Deutschland versucht wird, und zwar von dem vom Verfasser bemühten Pufendorf bis in die jüngste Zeit. Ich bin – wer täte das schon – weit entfernt, den Funk mit einer Kathedrale zu verwechseln, halte aber die gesamte moderne Literatur und bildende Kunst, ebenso die Musik, für ein Zivilisationsphänomen. Für Hasselblatt ist der Kühlschrank Zivilisation, die Kultur fängt beim guten Buch an. Er müßte den literarischen „Betrieb“ (das Wort nicht abschätzig verstanden), wie er z. B. in Frankreich herrscht, als „geschichtslosen Fortschritt“ ansehen. Allein, sind die Bilder Picassos oder die Bücher Cocteaus etwa Naturprodukte, und nicht auch vom Geist geschaffen? Die feierliche Unterscheidung zwischen Kultur und Zivilisation ist ein unzulässiger polemischer Trick, der es dem Verfasser gestatten soll, sein Objekt in die Luft zu schießen, wo es sich notwendig in Dampf auflösen muß.

Es genügt, wenn der Rundfunk auch in dem, was er an Kunst zu vermitteln sich anschickt, ein „Zivilisationsinstrument“ ist. Er „bietet“ freilich auch dann sein „Material“ nur an, er kann es nicht aufzwingen. Das kann aber ein Buch, ein Bild, ein Theaterstück ebensowenig. In jedem Fall kommt es auf den „rechten Gebrauch“ an. Dieser hängt davon ab, daß sich der Aufnehmende aktiv verhält, aktiv: d. h. wählend. Da nun ist nicht einzusehen, wieso der Rundfunkhörer allein dieser Wahl entthoben wäre, die ihm, außerhalb des „Sterilraumes“ des Funks, selbstverständlich zugemutet werden muß, da er sonst nur ein Objekt wäre, an dem Zivilisation (meinetwegen auch „Kultur“) als Beriese-

lung abfließt. Was heißt in diesem Zusammenhang „innerer Raum“ des Hörers? Einen Außenraum, in den Kunst träte, gibt es nicht.

Düsseldorf

Max v. Brück

„Anbieten“ und „Nahelegen“

Eine berühmte Laienfrage an Zeitungsredakteure lautet: Wie macht ihr Redakteure es eigentlich, daß die Zeitung jeden Tag immer gerade voll wird, daß sie weder weiße Löcher enthält noch über den Rand gesetzte Zeilen? – Wenn ich über die Presse so schreiben wollte wie Dieter Hasselblatt über den Rundfunk, würde ich nicht verfehlen, ihr diese zur variablen Menge und Größe der Tagesereignisse in schreiendem Mißverhältnis stehende Starrheit des Seitenumfangs, der ihr zudem vom Verleger, also meistens einem ganz amüsischen Geschäftsmann, zudiktirt wird, als fundamentales Kriterium ihrer Unfreiheit anzukreiden. Dem Rundfunk sind täglich 24 oder – da selbst er manchmal schläft – mindestens 18 Stunden zugewillt sozusagen vom lieben Gott, der Tag und Nacht werden läßt, also von einer nach allgemeiner Anschauung gewiß nicht kulturfeindlichen Instanz. Diese Stunden glaubt der Rundfunk – zugegeben – fast auf die Minute füllen zu müssen, denn Sendepausen und Funkstille gehören vorläufig noch zu den rühmlichen Ausnahmen, und der Hörer kann, wie die Dinge nun einmal liegen, für seine zwei Mark akustische Belieferung verlangen, wie er vom Elektrizitätswerk Strom und vom Wasserwerk Wasser verlangen kann. Diese ungezielte Dauerausstrahlung des Rundfunks ist allerdings eins seiner Wesensmerkmale. Aber während man diejenigen Zeitungsleserinnen, die nur die Lokalseite und den Roman verschlingen, oder die sanft schlafenden oder nur aus Repräsentationspflicht Freikarten absitzenden Theaterbesucher oder die über einer Beethoven-Sinfonie ihren eigenen Träumen nachhängenden Konzertgeherinnen noch nie statistisch er-

faßt hat, ist man im allgemeinen schnell bereit, vom Rundfunkhörer immer das Schlimmste anzunehmen: taube oder abgestumpfte Ohren, und der ideale Hörer ist nach allgemeiner, freilich unbewiesener Ansicht eine Größe in der Nähe des Nullpunkts. Andererseits hat die von Dieter Hasselblatt als Musterbeispiel zitierte Familie, die zum Anhören einer Dichterlesung wohl vorbereitet um den Lautsprecher versammelt ist, um das Gehörte hinterher in traulichem Gespräch zu erörtern und durch einen Griff in den wohl assortierten Bücherschrank zu ergänzen, ebenso wenig Wahrscheinlichkeit für sich, ja ich möchte sagen, es gehört schon einige Butzenscheibenromantik dazu, sie sich heute noch so vorzustellen. Der Hörer (nicht freilich irgendeine beliebige Gruppe von nolens-volens-Hörern) existiert idealiter und wahrscheinlich auch realiter nur im Singular, als unbekannte Menge Einzelner, weshalb man ihn im Funk auch tunlichst im Singular anreden sollte, wie der Romanautor alten Stils den (übrigens ihm noch völlig unbekannten!) „geneigten Leser“ apostrophierte, obwohl er doch auf möglichst zahlreiche Leser hoffte.

Eine auf die „man“-Sphäre zugeschnittene Kost, auf mittlere Verständlichkeit eingerichtet, die sich an lauter Individuen wendet, deren Individualbeschaffenheit man aber in keiner Weise präjudizieren darf – das ist ungefähr die Quadratur des Zirkels, der sich der Rundfunk als Aufgabe täglich und stündlich gegenüberstellt. Tatsächlich: er kann nur „anbieten“ und „nahelegen“, Tätigkeiten, die nun freilich Dieter Hasselblatt (wieso eigentlich?) den niederen menschlichen Verrichtungen zuzurechnen scheint. Mancher Rundfunkredakteur wird mit mir bereit sein, sie geradezu als Ehrentitel und als Mission zu empfinden. Solches Anbieten und Nahelegen, allen Gewalten zum Trotz (nämlich allen Trägheits- und Abstumpfungsgewalten zum Trotz), hat gerade in seiner möglichen Vergeblichkeit und Erfolgsungewißheit einiges mit Kultur zu tun, weil es nämlich den Schluß zu-

läßt, daß demnach die Rundfunkleute Idealisten sind – möglicherweise hoffnungslos, aber immerhin Idealisten.

Zum Schluß noch ein Wort zum Kulturbegriff selbst. Erschöpft er sich denn ganz und gar im „Hüten und Bewahren in gesicherten Räumen“? Kann die einmalige Tat, mag sie auch teilweise im Winde oder Äther verwehen, nicht eine Manifestation von Kultur sein? Eine Kultur, die nicht mehr das ganze Leben eines Volkes bestimmt und durchzieht, sondern jeweils nur in „kulturellen Veranstaltungen“ oder in pfleglich gehüteten „Kulturgütern“ evident wird, befindet sich längst im Stadium musealer Erstarrung. Diese Art von Spätkultur scheint Dieter Hasselblatt allein im Sinne zu haben, wenn er in groteskem Mißverstehen dem nachträglich gedruckten oder als Schallplatte konservierten Hörspiel eine sozusagen höhere Kulturwertigkeit zusprechen will als dem ursprünglich gesendeten. „Der Rundfunk kann das von ihm Angebotene in keiner Weise bewahren oder pflegen; das wäre jedoch unabdingbare Voraussetzung dafür, im Dienste der Kultur zu stehen.“ Auf eine derartig sterile und verbohrt These kann man freilich nur mit dem Scherz antworten, daß dann Shakespeare, der die Unverfahrenheit besaß, seine Stücke aufzuführen, ehe sie ordentlich gedruckt vorlagen, ebenfalls nicht „im Dienste der Kultur“ gestanden hat. Er würde sich das auch schön verboten haben.

Berlin

Walter Schürenberg

Die Konsequenz des Nein

Auch wenn ich mich mit dem Vorpruch der Redaktion zu Hasselblatts Aufsatz über die Unfreiheit des Rundfunks in Widerspruch setzen muß, möchte ich die in dem Aufsatz skizzierte Unterscheidung von Kultur und Zivilisation noch unterstreichen. Weder der Rundfunk noch das Fernsehen, noch die Presse, ja in vieler Hinsicht kaum das Zeitschriftenwesen haben etwas mit

„Kultur“ zu tun. Bezeichnungen hin wie her; die Wirklichkeit der Unterschiede besteht, mag man sie nun Kultur und Zivilisation oder auch anders benennen. Nietzsche hat sich geweigert, an Avenarius' Kunstwart mitzuarbeiten, weil er nicht für Zeitschriften schreibe. Im vorigen Jahrhundert mußte ein Autor und Gelehrter noch überaus vorsichtig sein, seinen Ruf zu verlieren, wenn er sich mit einem bloßen Publikationsmittel einließ. In unserem Jahrhundert, d. h. in seiner ersten Hälfte, galt diese Geringschätzung immerhin noch für Zeitungen. George und Rilke haben eben *nicht* für Zeitungen geschrieben, sind *nicht* in „Dichterakademien“ eingetreten, hätten, wenn es ihn damals schon gegeben hätte, *nicht* im Rundfunk gesprochen. Das mag man heute belächeln, Feierlichkeit, Mystik oder auch persönlichen Hochmut darin sehen, es bleibt doch bestehen, daß es „Zeichen“ geben muß, die der Geist aufrichtet, Grenzen, die er sich setzen soll.

Da kann man entgegenen: auch der Papst spricht über das Radio. Er tut es aber bestimmt nicht als Inhaber eines charismatischen Amtes, sondern eben nur als Kirchenpolitiker, und es fehlt in der heutigen Welt eine Instanz, eine Persönlichkeit, eine geistige Repräsentation, die den Mut hat und auch die echte innere und äußere Autorität, nein zu sagen, wenn Rundfunk, Fernsehen, Presse sie für ihre Formen der publicity mißbrauchen wollen. Es gibt Dinge, die nicht vor Rundfunk und Fernsehen, nicht vor die Wochenschaukamera gehören, und das sind nicht nur Zeugen, Geborenwerden und Sterben, sondern auch die Höhenbezirke der Kunst, der Kultur, der Dichtung, der Religion. Es gibt doch kaum mehr eine bedeutsame Rede, einen wichtigen Aufsatz, die sich nicht vorher vom Rundfunk haben „kaufen“ lassen oder nachher rundfunkmäßig ausgewertet, ausgeschlachtet werden. Daß nicht nur eine sinnwidrige Breitenwirkung mit diesem Publikationsmittel verbunden ist, daß der Rundfunk daneben auch einer der großen

Umschlagsplätze für geistigen Handel wurde, daß er allein heute geistige Arbeit, wie man sagt, „angemessen“ bezahlen kann, all das sind, bei rechtem Licht betrachtet, nicht Dienste, die er der Kultur oder dem Geiste leistet, sondern Fesseln, die er der geistigen Freiheit anlegt, goldene Käfige, die er bereitet, die großen Versuchen, die heute auf Talent und Genie warten und sie vor den herakleischen Scheideweg bringen. Und wenn man schließlich entgegenen mag, das alles sei aus veralteten Begriffen des vorigen oder vorvorigen Jahrhunderts gedacht, das enthalte eine Vorstellung von Kunst und Geist und Dichtung, die auf Kothurnen stehe, der heutige Dichter und Künstler sehe anders aus, gehe ungenierter in die Welt hinein, an die Wirklichkeit heran, so läßt sich darauf nur antworten: um so schlimmer für Kunst und Dichtung! Wenn es auch keinen einzigen Künstler mehr geben sollte, der in solcher Weise groß und eklektisch von seinem Tun und seinen Aufgaben denkt, so wird sich vielleicht wenigstens bei denen, die diese Dinge aufnehmen und mit ihrem Echo, ihrer Reaktion tragen, etwas von solcher Intransigenz erhalten. Es gibt ja auch noch Leute, die auf Rundfunk in ihrem Leben verzichten; und darüber nicht nur nicht Not leiden an ihrer Seele und ihrem Geiste, sondern eher umgekehrt sich Kräfte der Sammlung und Konzentration, des kontemplativen und rezeptiven Lebens bewahren, die der Rundfunkhörer sich auch durch die inhaltlich wertvollsten Sendungen zuverlässig zerstört, weil das Medium, die eigentümliche Gleichzeitigkeit von Anonymität und Authentizität, wie Hasselblatt es richtig beobachtete, die echten geistigen Kontakte zersetzt oder richtiger gesagt garnicht erst sich einstellen läßt. Es würde uns wenig, vielleicht gar nichts Wesentliches fehlen, wenn es keinen Rundfunk mehr gäbe; und da das Utopie ist, da der Einzelne gegen solche Zivilisations-Leviathane nichts auszurichten vermag, bewährt sich seine Freiheit am ehesten darin, daß er nein zu ihnen

sagt, daß er es mit Cato vorzieht, auf der Seite der besiegtten Realitäten zu verharren.
Essen Fred Silbermann

Ein Scheingefecht

Dieter Hasselblatts Diskussionsbeitrag „Die Unfreiheit des Rundfunks“ raubt sich selbst viel von der Glaubhaftigkeit seiner Behauptungen, indem er von niemandem bestrittene Tatsachen mit Halbwahrheiten mischt. Die dekorativen Floskeln amtlicher Festredner bei Studioeröffnungen oder in Jahresberichten nimmt er für barere Münze als ihre Verfertiger. Der einzelne Programmbearbeiter in unseren Rundfunkhäusern ist in den allermeisten Fällen durch die Erfahrungen seines täglichen Tuns weit entfernt von dem Sonntags-optimismus jener gutgemeinten Ansprachen. Er sieht es für keine verachtenswerte Aufgabe an, zu seinem geringen Teil einen Beitrag zur „Zivilisation“ zu leisten, den Menschen, wie es der Verfasser ausdrückt, auf der Erde einzubürgern, ihn zu einem sozialen Wesen zu machen. Ich kann es nicht als einen Mangel empfinden, in solchem Sinne – nur – der „Zivilisation“ zu dienen. Auch in diesem Dienst gibt es eine Freiheit, nämlich die Entscheidung für das Maß, das die Menschlichkeit befördern hilft.

Die Gefahren für die Freiheit des Rundfunks liegen an anderem Ort: im Apparathaften seiner Natur, auf das Günther Anders in seinem Buch von der „Antiquiertheit des Menschen“ hingewiesen hat. Das technische Medium drängt zur Permanenz der Produktion. Für den Aufnehmenden, den Hörer, kann sich bei unkritischer Verwendung die Allgegenwart dieses Mittels zur Gefahr entwickeln. Damit steht der Rundfunk jedoch nicht allein. Die Publizistik in allen ihren Formen bietet ihre Erzeugnisse unablässig an, ohne eine Kontrolle über deren Wirkungen zu besitzen. Darf ein namhafter Romanautor – dessen Schaffen nach Hasselblatts Definition doch wohl dem Bereich der

Kultur zuzurechnen wäre – sicher sein, daß die Leser sein Buch nicht nur auf die spannenden Partien der Handlung hin verschlingen, ohne auf die kunstvolle Komposition des Ganzen, auf die Charakterzeichnung der handelnden Figuren und die Stilmittel zu achten? Also wäre bei dem unbestreitbaren Überangebot an Gedrucktem der Vorwurf der Kulturgefährdung auch auf die „Literatur“ auszu-dehnen? Hasselblatt aber zieht es vor zu behaupten: „Unter allen Publikationsmitteln ist der Funk dasjenige, das am ehesten das Geschehen von Kultur unterbindet.“ Was aber heißt „Geschehen“ von Kultur? Kultur geschieht nicht, sondern wird geleistet. Sie ist kein biologischer, sondern ein geistiger Prozeß. Oder, richtiger gesagt, dessen Ergebnis. Welches Maß an negativen, zerstörerischen Kräften müßte dem sonst vom Verfasser als ohnmächtig bezeichneten Rundfunk innewohnen, um eine Kultur zunichte zu machen! Die Flüchtigkeit des akustischen Mediums wird für den Verfasser zum Stigma der Kulturfeindlichkeit. Dann wäre – überspitzt gesagt – etwa das Erlebnis des Betrachters auf der Akropolis weniger wert als das Farbfoto vom Parthenon.

Und noch ein Wort zu der Nachfrage, die das Angebot in der akustischen Konsumwelt bestimmen soll. Ich meine, daß die Freiheit der Programmwahl etwa beim Rundfunk weit größer ist als auf dem Gebiet des Theaters, das – wenn es nicht sehr gut subventioniert ist – auf kassenfüllende Serienerfolge sehen muß, und daß sie gar nicht zu vergleichen ist mit den Verhältnissen auf dem Filmmarkt, dessen Verleihsystem zu einer Herrschaft des Ungeschmacks geführt hat.

Die Feststellungen und Thesen des Verfassers – so ehrlich die Besorgnis gewesen sein mag, die sie veranlaßte – rennen Türen ein, die nicht nur offenstehen, sondern die es niemals gegeben hat. Der Rundfunk hat in der Sicht all jener, die sich verantwortlich mit ihm befassen, eine vermittelnde, keine schöpferische Aufgabe. Kultur-

schöpferische Beiträge kommen niemals von Organisationen, sondern wie eh und je vom Individuum.

Stuttgart

Karl Schwedhelm

Fragwürdige Analyse

Von der Freiheit eines Christenmenschen sprach, seinerzeit, Luther. Von unser aller Freiheit kann heute kaum groß die Rede sein. Dieter Hasselblatt behandelt die Unfreiheiten speziell des Rundfunks. „Der Funk – wie er ist – liegt in Fesseln.“

Eine Überschätzung ist, seiner Ansicht nach, die Ansicht, der Rundfunk sei eine Kulturinstitution oder gar ein Volkserziehungsinstrument. In der Praxis könne „die Durchführung solcher ‚kultureller Aufgaben‘ nie gelingen“. Die üblichen „Klimmzüge nach der Kultur“ seien nur aus gedankenloser Selbstüberschätzung der „betreffenden Stellen“ zu erklären. Einzige Chance des Funks sei: „Einzusehen, daß er weder zur Kulturpflege berufen noch befähigt ist.“ Ganz gewiß ist dem Verfasser das Wörtchen „weder“ ein wenig zu früh in die Feder gekommen – denn er wollte ja wohl dem Rundfunk nicht jegliche Befähigung überhaupt absprechen. Ferner: der Funk sei „ein Publikationsmittel von denkbar günstiger Perfektion“, aber nun müsse er dieser seiner Wesensstruktur gehorchen – und Instrument im Dienste der Zivilisation sein.

Der Verfasser will Notwendigkeiten *analysieren*, will nicht anklagen. Die Zivilisation vor allem, in der es „nur Produktion und Verbrauch von Konsumgütern zum Zweck der Komfort-Erstellung“ gebe. Dennoch sei ihr Ideal das Humane, wobei man selbstverständlich das Kulturelle benötige. Machen wir uns nicht mit Begriffsspaltereien das Leben schwerer, als es schon ist! In anderen Ländern sind „Zivilisation“ und „Kultur“ identisch, und da geht es vielleicht etwas weniger „zutiefst“, aber nicht selten kultivierter zu als bei uns. – Die „Zivilisierung der Kultur“ wird beklagt. War sie früher unzivilisiert? Wie dem auch

sei: sollten wir uns nicht handfest um Kultivierung der Zivilisation bemühen – zum Beispiel mit Hilfe des Rundfunks?

Ganz gewiß steht die Nachfrage der Hörer als Regulativ über jeder Programmplanung – als ein Regulativ. Ein anderes soll und muß sein (und ist auch) das Erzieherische. Innerhalb vieler Verpflichtungen bleibt Raum noch für Wagnisse, Zumutungen, Förderungen. Mehr oder weniger sind ja alle Kulturinstitute gezwungen, ihr Programm auf mittlere Verständlichkeit einzurichten – was H. dem Funk allein ankreidet. Dem Funk, der nicht „bewahren und pflegen“ könne. Kulturdenkmäler „erstellt“ der Funk nicht. Aber werden Konzerte oder Theateraufführungen (zweifelloso doch „Kultur“) anderswo bewahrt als im Innern der Teilnehmenden? Eine realisierte Partitur bedeutet ja nicht im Beethovensaal Kultur, im Sendesaal oder aus dem Lautsprecher „nur“ Zivilisation. – Der Funk könne „nur“ nahelegen, anbieten, sagt H., er sei ein Massenbeeinflussungsmittel. Wie schön, was wollen wir mehr? Beeinflussen wir nur fleißig – mit Gutem, Wahren, Schöнем.

Nicht ohne Bosheit erinnere ich an die Bezeichnung „kultivierte Feder“. Die Feder könnte dem abgestumpft werden, der etwa zuviel oder zuwenig – oder vielleicht ganz falsch – Radio hörte. So manche literarische Sendereihe könnte ihm zeigen, was gute Prosa ist, was „Stil“ ist, mit oder ohne Zivilisation. „Vorausdisponierung“, „Programmerfüllungszwang“, „Verfügbarhaben des technischen Mediums“ – weh! Wenn das in kulturellen Sendungen „von Funkseite“ (Formulierung H.) vorkäme, hätte H. recht.

Endlich: Die Funkanstalten haben – „trotz allem Gesagten“ – ein außerordentlich feinfühlig reagierendes Gewissen. Allein (dem Zuckerbrot folgt die Peitsche) – sie leben in einem „geistigen Sterilraum“, aus dem Expeditionen „In die Nichtfunkwelt“ unternommen werden. Sterilräume –? Gut, daß dieser hier wenigstens geistig ist. So entginge denn H.s Expedition aus

der Nichtfunkwelt in die Räume des Rundfunks der Gefahr, als Steril-Expedition angesehen zu werden.

Alles in allem lob' ich mir aber Goethe mit seiner (weithin unbekannten) Fernseh- und Funkkritik unter der (kaum irreführenden) Überschrift „Museen“:

An Bildern schleppt ihr hin und her
Verlornes und Erworbnies;
Und bei dem Senden kurz und quer
Was bleibt uns denn? – Verdorbnies!

Wenn das auch pessimistisch klingt – es
klingt doch wenigstens.

Berlin

Günter Giefer

NOTIZEN

HANNELORE VALENCÁK, geboren 1928 in der Steiermark, ist als Physikerin tätig. Sie veröffentlichte in österreichischen Zeitungen und Zeitschriften Gedichte und kleinere Erzählungen.

Der französische Lyriker PIERRE JEAN JOUVE begeht am 10. 10. 57 seinen 70. Geburtstag. Eine größere Auswahl seiner von Friedhelm Kemp übertragenen Gedichte, der die hier zuerst veröffentlichten Stücke entnommen sind, wird im Drei Brücken Verlag, Heidelberg erscheinen.

MAX RYCHNER, geboren 1897 in Aarau/Schweiz. Der Aufsatz über die Briefe Gottfried Benns ist dem im Limes Verlag erscheinenden Briefband als Nachwort angefügt. Rychners letzterschienener Essayband „Arachne“ wird demnächst in den NDH besprochen.

Der Aufsatz von ALEXANDER MITSCHERLICH ist die gekürzte Fassung eines Vortrages. Der vollständige Text ist enthalten

in der Veröffentlichung „Der 13. Deutsche Soziologentag in Bad Meinberg“, die in diesem Herbst im Westdeutschen Verlag, Opladen erscheint.

HANS DIETER GOPPELT, geboren 1920 in Nördlingen, lebt als Apotheker in Giengen/Brenz.

ERIC SINGER, 1896 in Wien geboren, ist als Berufsgraphologe in London tätig. Veröffentlichungen u. a.: „Graphologie für Alle“, „Graphologisches Quizbuch“, „Handschrift und Gattenwahl“, „Immer gleiten die Flüsse“ (Gedichte).

GEORG MÜLLER, 1893 in Kassel geboren, ist Begründer und Direktor der Friedrich-von-Bodelschwingh-Schule in Bethel bei Bielefeld. Veröffentlichungen: „Biblische Wurzeln unseres Geschichtsverständnisses“ 1949; „Last und Trost der deutschen Geschichte“ 1950; „Goethe und die deutsche Gegenwart“ 1955.



HERZLICHES WOHLBEHAGEN

*Kurgast im festlichen Herbst
mit den naturwarmen
Quellen von*

BAD SALZUFLEN

TEUTOBURGER WALD



HERZ UND KREISLAUF

Prospekte: Reisebüros u. Kurverwaltung

PAUL FECHTER

Ernst Barlach

192 Seiten. Mit 40 Seiten Bildern. Format 16,5 x 24,2 cm. Leinen 17,50 DM

Barlach in seiner dreifachen Gestalt, als Dichter, Zeichner und Plastiker, in den geistigen Raum seiner Zeit einzuordnen, dazu Wesen, Entwicklung und Werk dieses lange verkannten und umstrittenen Niederdeutschen in der Zusammenschau darzustellen und zu analysieren – diese längst notwendig gewordene Aufgabe hat Paul Fechter aus intimer Kenntnis dieses vielseitigen Lebenswerkes in einer großangelegten Monographie unternommen. Im Gären und Suchen um die Jahrhundertwende wird Barlach als einer jener Menschen verstanden, „die notwendig sind, um mit allen Waffen des Ausdrucks ihrer Zeit wieder ein erstes erkennbares Gesicht zu geben“.

So wird Barlachs Originalität als Zeichner und Graphiker mit dem Reichtum seiner Motive, mit der dämonischen Komik und verborgenen Ironie und dem Grauen vor dem Dasein herausgearbeitet. In den Zeichnungen, Holzschnitten und Lithos lebt seine schwerfällige Gottsuche und Sehnsucht nach Entmaterialisierung.

In dem Kapitel DER DICHTER BARLACH gibt Fechter nach einer eingehenden Analyse von Barlachs Beziehung zum Wort eine ausführlich interpretierende Inhaltsangabe und Deutung aller dramatischen und erzählenden Werke und Fragmente. Er erweist diese Dichtung als „zeitbedingte Ausweitung des Seelischen in Schichten, die für die Welt außerhalb der dichterischen, vom Sprachlichen her noch unbetreibar sind“, so daß sich vieles auch heute noch der abschließenden geistes- und literarhistorischen Einordnung entzieht. Gibt die Graphik mit schnellem Stift festgehaltene Spiegelbilder des Bewußtseins, so bringt die PLASTIK den Durchbruch des formenden Willens. Nach der Rußlandreise von 1906 hat Barlach die kubische Grundform und die Ausdrucksenergien der in der Kleidung verhüllten menschlichen Erscheinung als die bestimmenden Elemente seines Stils gefunden, und nun entfaltet sich sein plastisches Werk als ein faszinierendes Phänomen innerhalb der Zeitentwicklung, die die alte geschichtsformende Idee des Homo sapiens durch die des Homo irrationalis als des eigentlichen menschlichen Wesenskerns ablöst. Plastische und malerische Tendenzen, statische und dynamische Strukturen, realistische und abstrakte Formen wechseln miteinander oder durchdringen sich in diesem Zug der Werke, der mit den spätesten Arbeiten in einem Ausgleich aller Spannungen endlich in die Welt stiller, lebensvoller Objektivität des ruhigen Seins einmündet.

Zum Ausklang seiner Monographie zeichnet Fechter den äußeren LEBENSWEG. Der auf ein „selbsterzähltes Leben“ rückblickende Leser füllt Namen, Orte und Daten noch einmal mit dem eigentlichen Sein eines Menschen und Künstlers, der für seine Zeit ein „Nothelfer“ gewesen ist und dessen vielgestaltigem Lebenswerk wir heute erneuten Respekt und tieferes Verstehen entgegenbringen.

In Ihrer Buchhandlung erhältlich

C. B E R T E L S M A N N V E R L A G

NEUE BÜCHER HERBST 1957

ERICH POGATS

Ihr zwingt die Flüsse nicht

Roman. Etwa 340 Seiten. Leinen 17.80 DM

Prag in den Jahren 1939/40 ist der Schauplatz dieses Romans eines bisher kaum bekannten österreichischen Autors. In der einmaligen Konstellation eines bestimmten Ortes und eines bestimmten Augenblicks leuchtet das bleibende Sternbild des Menschen auf, der sich gegen Zwang und Unterdrückung in seinem Kern behauptet.



ALFRED CHESTER

Meine Augen können ihn nicht sehen

Roman. Deutsch von Curt Meyer-Clason. Etwa 270 Seiten. Leinen 14.80 DM

Der junge amerikanische Schriftsteller, dem viele Kritiker die Chance geben, morgen schon neben den ersten Namen der zeitgenössischen Literatur genannt zu werden, schreibt hier die Geschichte einer Krise. Chester ist ganz von heute; seine Eigenart läßt aufhorchen.

CHARLES MORGAN

Herausforderung an Venus

Roman. Deutsch von Helmut Lindemann. Etwa 350 Seiten. Leinen 13.80 DM

Wer sich über sich selbst erhebt, wird von den Mächten in seine Grenzen verwiesen. Morgan zeichnet die schicksalhafte Begegnung eines Engländer mit einer italienischen Aristokratin mit leisem Humor, Ironie und Ernst. – Eine Huldigung an Italien, wie die „Reise“ eine Huldigung an Frankreich war.

JEANNE MONTUPET

Das Haus Vermorel

Roman. Deutsch von Oliver Storz. 390 Seiten. Leinen 16.80 DM

Die drei Generationen umspannende, von Kampf, Leidenschaft und Abenteuer durchwirkte Geschichte einer französischen Siedlerfamilie in Algerien. Die Autorin wurde in Frankreich mit Mazo de La Roche und Margaret Mitchell verglichen.

BENJAMIN SUBERCASEAUX

Fahrt ohne Kompaß Der Irrtum eines großen Herzens

Deutsch von Ellen v. Protzen. 306 Seiten. 1 Karte. Leinen 17.80 DM

Ein Abenteuer des Geistes und der Tat. „Die Geschichte und die hinter ihr stehende historische Wirklichkeit bersten vor Handlung. Was aber in dem Leser dieses einzigartigen Romans am längsten nachschwingt, ist das Eindringen in die Geheimnisse der menschlichen Natur.“

New York Herald Tribune

deutsche Verlags-Anstalt

Im Oktober 1957 erscheint:

LUC. H. GROLLENBERG

Bildatlas zur Bibel

Übersetzt und herausgegeben von Dr. theol. Hermann Eising, ordentlicher Professor der Exegese des Alten Testaments in der Katholischen Theologischen Fakultät der Universität Münster. Mit einem Vorwort von D. Dr. Johannes Hempel, Professor für Altes Testament und altorientalische Religionsgeschichte an der Evangelischen Theologischen Fakultät der Georg-August-Universität, Göttingen

164 Seiten mit 36 achtfarbigem Karten und über 400 Fotografien und Zeichnungen. Großformat 27 x 36 cm. Leinen 38.- DM. Ratenpreis 41.40 DM (6 Raten zu je 6.90 DM)

„Der vorliegende ‚Atlas zur Bibel‘ stellt wohl das Beste dar, was im Augenblick dem Bibelleser zur Verfügung gestellt werden kann. Die Basis bildet ein ausgezeichnetes Bild- und Kartenmaterial, das in dieser Fülle und Sorgfalt als einzigartig bezeichnet werden muß. Führende Gelehrte der biblischen Wissenschaften haben sich vereinigt, um die vorgelegten Karten und Abbildungen dem Leser knapp und ungewöhnlich verläßlich zu erklären. Da wir längst begriffen haben, wie nötig die Anschauung für unser Verständnis gerade auch der biblischen Zusammenhänge ist, muß dieser Bilderatlas zur Bibel auf das lebhafteste begrüßt werden. Für den gebildeten Bibelleser wüßte ich im Augenblick kein besseres Mittel der Veranschaulichung der biblischen Botschaft und ihrer zeitgeschichtlichen Hintergründe als dieses Werk.“

Landesbischof D. Lilje

Ihr Buchhändler wird Ihnen das Buch nach Erscheinen gern vorlegen

CARL BERTELSMANN VERLAG GÜTERSLOH

Pubertät und Tradition

Der in diesem Heft gekürzt abgedruckte Vortrag von Professor Dr. Alexander Mitscherlich wurde auf dem 13. Deutschen Soziologentag gehalten.

Der vollständige Vortrag sowie weitere Referate und Diskussionen namhafter Wissenschaftler werden in Kürze in unserem Verlag veröffentlicht:

13. DEUTSCHER SOZIOLOGENTAG BAD MEINBERG 1956

Etwa 130 Seiten, 6 Abbildungen, kartoniert etwa 11,50 DM

Obwohl soziologische Kongresse mit einiger Ironie in der Öffentlichkeit erwartet werden, zeigt dieser Soziologentag der Öffentlichkeit, wie sehr sie an soziologischen Problemen interessiert sein müßte, damit sie in einer Welt, die nicht eine geplante, sondern eine freie ist, bestehen kann.

I. Teil: Referate

Professor Dr. Arnold Bergstraesser, Freiburg
Formen der Überlieferung

Professor Dr. Richard Nürnberger, Göttingen
Revolution und Tradition. Paris - Moskau - Peking

Professor Dr. Carl Jantke, Hamburg
Industriegesellschaft und Tradition

Professor Dr. Alexander Mitscherlich, Heidelberg
Pubertät und Tradition

Professor Dr. Peter R. Hofstätter, Wilhelmshaven
Die amerikanische und die deutsche Einsamkeit

Professor Dr. Siegfried Landshut, Hamburg
Kurze Zusammenstellung einiger Gesichtspunkte zu meinem Referat
„Tradition und Revolution“

II. Teil: Diskussionen, Beiträge von:

Professor Dr. E. Baumgarten, Professor Dr. A. Bergstraesser, Dr. R. Dahrendorf, Professor Dr. O. H. v. d. Gablentz, Professor Dr. P. R. Hofstätter, Professor Dr. M. Horkheimer, Professor Dr. C. Jantke, Professor Dr. F. Keiter, Dr. Ch. Lützens, Professor Dr. I. Mitgau, Professor Dr. A. Mitscherlich, Professor Dr. W. E. Mühlmann, Dr. E. Noelle-Neumann, Professor Dr. R. Nürnberger, Professor Dr. H. Plessner, Dr. G. Roth, Professor Dr. H. Schelsky, Professor Dr. B. Seidel, Professor Dr. Graf Solms, Professor Dr. H. L. Stoltenberg, Professor Dr. A. Weber, Professor Dr. G. Weippert, Professor Dr. L. von Wiese.



WESTDEUTSCHER VERLAG KÖLN UND OPLADEN



NEUE KUNSTFUHRER, GROSSE AUSGABE

- Band 20 *Vierzehnheiligen* von
Dr. Dr. Hans Reuther 4.— DM
Band 21 *Mariazell* (Jubiläumsausgabe)
von Dr. P. Wonisch 4.— DM
Band 22 *Beuron* von Dr. P. Ursmar
Engelmann 4.— DM
Band 23 *Benediktbeuren* von
Dr. P. Karl Mindera 4.— DM
Band 17 *Passau* (engl. Ausgabe)
von Karl Moritz 4.20 DM

*Herausgeber: Dr. Hugo Schnell, Bearbeiter
des Bilderteils Dr. Johannessteiner. Hervor-
ragend ausgestattete Kunstbände mit Texten
von Fachkräften. Einführender Text, 48 Sei-
ten, ca. 50, meist ganzseitige Abbildungen auf
Kunstdruckpapier, Bildschutzzumschlag.*

Bisher erschienen:

- | | | | |
|-------------------------------------|---------|---------------------------------------|---------|
| Band 1 <i>DIE WIES</i> (9. Aufl.) | 3.60 DM | Band 9 <i>GENGENBACH/BADEN</i> | 3.— DM |
| Band 2 <i>OTTOBEUREN</i> (4. Aufl.) | 3.60 DM | Band 10 <i>BIRNAU/BODENSEE</i> | 3.60 DM |
| Band 3 <i>ETTAL</i> (2. Aufl.) | 3.— DM | (2. Aufl.) | 3.60 DM |
| Band 4 <i>HINDELANG</i> (2. Aufl.) | 3.— DM | Band 11 <i>SCHLOSS ZEIL</i> | 3.60 DM |
| Band 5 <i>WEINGARTEN</i> | 3.— DM | Band 12 <i>MARIA LAACH</i> (2. Aufl.) | 3.60 DM |
| Band 6 <i>OBERAMMERGAU</i> | 3.— DM | Band 13 <i>WESSOBRUNN</i> | 3.60 DM |
| Band 7 <i>DER PFAFFENWINKEL</i> | 3.60 DM | Band 14 <i>DIE MEERSBURG</i> | 3.60 DM |
| (4. Aufl.) | 3.60 DM | Band 15 <i>EICHSTÄTT</i> | 3.60 DM |
| Band 8 <i>ST. LUDWIG MÜNCHEN</i> | 3.— DM | Band 16 <i>AMBERG</i> | 3.60 DM |
| | | Band 17 <i>PASSAU</i> | 3.60 DM |
| | | Band 18 <i>CHIEMGAU</i> | 3.60 DM |
| | | Band 19 <i>ANDECHS</i> | 3.60 DM |

Soeben erschien in erweiterter Auflage:

WILHELM HAUSENSTEIN

BESINNLICHE WANDERFAHRTEN

468 Seiten, 48 Bildtafeln auf Kunstdruckpapier, Bildschutzzumschlag. Ganzleinen mit Goldprägung 17.50 DM

„Wilhelm Hausenstein gelingt es mit der Zaubergewalt seiner geformten Sprache, Landschaften, Kunstwerke und Menschen so zu schildern, daß dem Leser die Augen für das Eigentümliche, das Bedeutende und Schöne geöffnet werden.“

Badische Zeitung

2. Auflage noch lieferbar:

HUBERT GRAF WALDBURG WOLFEFF

VOM SÜDREICH DER HOHENSTAUFEN

Ein Bild- und Reisebuch über Italien mit Fotos von Lala Aufberg, 136 Seiten, 87 Bildtafeln, einem Itinerarium zur Entfernungsbestimmung, vielen Skizzen und Zeichnungen, Bildschutzzumschlag. Ganzleinen 19.80 DM

„Für den Glücklichen, der nach Italien fahren kann, soll dies ein Reisebegleiter, für den, der aus Büchern den Hohenstaufen und ihrer Zeit nahegekommen ist, soll es ein Bildband sein, der ihm die Frage „Wie sieht das heute aus“ nach Möglichkeit beantwortet.“

Kölnische Rundschau

VERLAG SCHNELL & STEINER · MÜNCHEN

Seit Januar 1957 erscheint:

Zeitschrift für Evangelische Ethik

Studien · Kommentare · Dokumente

Herausgegeben von K. von Bismarck - F. Karrenberg - H. van Oyen -
W. Schweitzer - H. Thielicke - H.-D. Wendland, unter Mitarbeit von Th. Bovet -
E. Brunner - M. Fischer - H. O. v. d. Gablentz - H. Gollwitzer - R. Niebuhr -
L. Raiser - N. H. Sørensen - H. Schelsky - W. Strauß - P. Tillich u. a.

*Jährlich 6 Hefte - 48 Seiten - 16,5 x 24 cm - Einzelheft 3,60 DM, im Abonnement
3,- DM - Studentenpreis: Einzelheft 3,- DM, im Abonnement 2,50 DM*

„Schon die erste Ausgabe läßt das Ziel erkennen, das die Herausgeber sich gesetzt haben. Ethische, soziologische und politische Probleme werden in ihrer Wechselbeziehung aufgezeigt. Mit dem Erscheinen der Zeitschrift für Evangelische Ethik ist ein Weg gewiesen, der die Theologie aus ihrer Selbstbeschränkung zu einer echten Weltlichkeit hinführen kann. Als Ganzes stellt diese Zeitschrift einen wertvollen Beitrag dar zur immer wieder lebendigen Diskussion um die Position evangelischer Ethik.“

Südwestfunk

CARL BERTELSMANN VERLAG GÜTERSLOH

DAS WERK GERHART HAUPTMANN'S

Erzählungen

600 Seiten. Leinen 20.- DM

Vielfältig, was Thema und Form, Umfang und Gewicht anbelangt, haben diese Erzählungen dennoch ein Gemeinsames, das leichter zu spüren als in eine Form zu fassen sein wird. Es ist die Person des Dichters vor allem, die das Unterschiedliche eint. Sein unerschöpflicher Vorrat des Erinnerns und die Untertagwelt seiner Träume speisen auch diesen Bereich des Gesamtwerkes. Es sind alles echte Erzählungen. Die sprachliche Form ist, wie fast immer bei diesem Dichter, im Grunde das gesprochene Wort. Viel strenger, als es der erste Anschein vermuten läßt, ist die Komposition der meisten Stücke. Unter einem mit Händen zu greifenden Realismus liegt das in Wahrheit Wirkliche merkwürdig verborgen. Wer es nicht aufspürt, dem muß diese Welt stumm bleiben. Die überraschend stattliche Ausbeute ist geeignet, Gerhart Hauptmann von einer neuen Seite her zu gewinnen. Inhalt: Fasching – Bahnwärter Thiel – Der Apostel – Der Ketzer von Soana – Phantom – Die Spitzhacke – Die Hochzeit auf Buchenhorst – Das Meerwunder – Der Schuß im Park – Das Märchen – Mignon.

Im Wirbel der Berufung

Roman. 255 Seiten. Leinen 12.- DM

Die Atriden-Tetralogie

Herausgegeben von Hubert Razinger. *Iphigenie in Aulis – Agamemnons Tod – Elektra – Iphigenie in Delphi.* 342 Seiten. Leinen 18.- DM

Der große Traum

Herausgegeben von Hans Reisiger. Mit einem Vorwort von R. A. Schröder. 285 Seiten. Leinen 19.- DM

Atlantis

Roman. 328 Seiten. Leinen 14.80 DM

Der Ketzer von Soana

Mit 20 Illustrationen von Gerhard Ulrich. 157 Seiten. Leinen 8.50 DM. Sonderausgabe in Ganzleder mit Schuber 24.- DM

Winckelmann

Das Verhängnis. Roman. Vollendet und herausgegeben von Frank Thieß. 319 Seiten. Leinen 12.- DM

In Ihrer Buchhandlung erhältlich

I M C. B E R T E L S M A N N V E R L A G

Der König und die Stillen im Lande

Begegnungen Friedrich Wilhelm I. mit August Hermann Francke, Gottbalf August Francke, Johann Anastasius Freylinghausen und Nikolaus Ludwig Graf von Zinzendorf

Herausgegeben von Jochen Klepper

Band 13, 126 Seiten, Ganzleinen, 3.50 DM

Von seiner frühen, ungestümen Knabenzeit an hielt Friedrich Wilhelm bange Ausschau nach den wenigen, bei denen er „tätiges Christentum“ zu finden hoffte, und das hieß für ihn: bezeugten und gelebten Glauben der „Stillen im Lande“, die – um ein Wort Luthers zu gebrauchen – „in die offenen Mauerlücken“ eines von innen und außen dauernd bedrohten Landes „ihr Gebet zu werfen hatten“. Beter suchte der König, die für ihr Gespräch mit Gott kein ander Ende fanden als in der von Gott gewiesenen und gesegneten Tat des Friedens und der Liebe und des unablässigen Dienstes. „Wenn ich baue und verbessere das Land und mache keine Christen, so hilft mir alles nichts“, hat König Friedrich Wilhelm gesagt. Mit noch größerer Sorge und noch unbeirrbarerem Zweifel als um lange „söhne Kerrels“ hat er um alle geworben, die ihm das Land verbessern und „Christen machen“ konnten.

Daß Gottes Geist in seinem Königreiche die Eitelkeit, die Selbstsucht, den Zwiespalt und die Sinnlosigkeit einer dreifach zerfallenen Evangeliumsverkündigung hinwegfegen möge, darum betete er voller Angst.

Aus dieser tiefen gesegneten Unruhe heraus fragte er auch unablässig nach den wahren Evangelisten, den Stillen im Lande.

In 8. Auflage:

Kyrie

Geistliche Lieder

Band 10, 80 Seiten, Ganzleinen, 3.50 DM

„Zum Bleibenden schwerster Jahre gehören die geistlichen Gedichte Jochen Kleppers, die längst der Besitz der kirchlichen Gemeinde geworden sind. Die Gesänge begleiten die Tageszeiten und das Kirchenjahr; ein jeder geht von einem Worte der Schrift aus und bleibt fest daran gebunden. Kyrie, das ist im Grunde alles, das Wort dieses erschütternden Lebens und seiner Zeit; einer Zeit, die sich im Werk dieses Dichters den Glauben ganz errungen hat.“

Reinhold Schneider

„Dies schmale Bändchen wiegt mehr als ganze Berge sogenannter geistlicher Dichtung. Man sollte diese Verse beten, sollte sie in der Hausandacht, in Gemeindekreisen und wo immer es sei zum Klingen bringen.“

Weg und Wahrheit

Bitte verlangen Sie ausführliche Prospekte vom

ECKART-VERLAG UND WITTEN BERLIN



PERSÖNLICHKEIT UND GESCHICHTE

Biographische Reihe im Musterschmidt-Verlag

Stets waren es einzelne Persönlichkeiten, die das Schicksal der Völker bestimmten und die großen Zäsuren im Ablauf der Weltgeschichte setzten. Aber nicht nur die großen und mächtigen Gestalten von Kaisern, Politikern, Feldherren und Wirtschaftsführern erschließen uns das Verständnis eines Zeitalters. Auch jene Männer und Frauen, deren Gedanken in die Zukunft wiesen, deren Zeit aber für die Verwirklichung ihrer Pläne noch nicht reif war, zeigen uns in ihrem Streben wie in ihrem Scheitern die bestimmenden Kräfte einer Epoche und vermitteln uns so ein lebendiges Geschichtsbild. So ist Gewähr dafür gegeben, daß die Reihe in ihrer Gesamtheit immer anregend und aktuell wirkt und sowohl den Erwartungen derer entspricht, die durch Kenntnis der Geschichte nach neuen Zugängen zur Gegenwart suchen, wie auch den Wünschen aller, die solche Anregungen vermitteln wollen.

Es liegen vor:

- 1 Prof. Dr. Peter Rassow
Karl V. - Der letzte Kaiser des Mittelalters
- 2 Prof. Dr. Hellmuth Rößler
Reichsfreiherr vom Stein
- 3 Dozent Dr. Werner Hahlweg
Karl von Clausewitz - Soldat, Politiker, Denker
- 4 Prof. Dr. Paul Wentzcke
Heinrich von Gagern
Vorkämpfer für deutsche Einheit und Volksvertretung
- 5 Dr. Ernst Schröder
Krupp - Geschichte einer Unternehmerfamilie
- 6 Oberst i. G. a. D. Hermann Teske
Colmar von der Goltz - Kämpfer für militärischen Fortschritt
- 7 Friedrich von Boetticher
Generalfeldmarschall Graf Schlieffen
Viel leisten - wenig hervortreten, mehr sein als scheinen
- 8 Prof. Dr. Georg von Rauch
Wladimir Iljitsch Lenin - Grundlegung des Sowjetsystems

Je 90 bis 120 Seiten, Kl. -8°, engl. Broschur ca. 3,20 DM

Demnächst erscheinen u. a.:

Prof. Dr. Willy Andreas, Richelieu

Prof. Dr. Martin Döhring, Napoleon I.

Prof. Dr. Friedrich Bülow, Friedrich List

Prof. Dr. Heinz Lehmann, Jawaharlal Nehru

M U S T E R S C H M I D T - V E R L A G G Ö T T I N G E N